1

Die Geschichte der Marquisinn von Pompadour.

Aus dem Englischen.

[Von Marianne-Agnès Falques dame de Pillement]

London,
gedruckt für S. Hooper, in Cäsars Kopfe.
1759.

Die Geschichte der Madame von Pompadour.

Man hat schon lange unter die Gegenstände seiner Neugier die Geschichte einer Person gerechnet, welche eine so angesehene Rolle in der Welt gespielet hat und noch spielet, als die Madame von Pompadour. Die folgende Nachricht von ihr wird daher zu Befriedigung derselben dargebothen. Es ist hier keine ekelhafte Einleitung vorgesetzt, um den Leser vorher zu deren Besten einzunehmen. Man überläßt es der Ausführung selbst, den Grad des Ansehens zu bestimmen, welchen sie verdienen mag.

Dieses berühmten Frauenzimmers Vater oder vermeynten Vaters Name, war Poisson, Fleischer bey den Invaliden. Einige Zeit nach seiner Verheyrathung gerieth er in die gerichtliche Inquisition, und wurde wegen einer Nothzüchtigung im Bildnisse gehangen, da er selbst, durch die Flucht aus dem Königreiche, der persönlichen Hinrichtung entronnen war. Daselbst blieb er so lange, bis er, durch die Vermittelung der Madame von Pompadour, oder wenigstens ihrentwegen, seine Verzeihung erhielt.

Ihre Mutter, welche eine von den schönsten Frauenspersonen in Frankreich war, ergab sich in Abwesenheit ihres Mannes, keiner eitlen unnützen Betrübniß. Damit es ihr nicht an Troste fehlen möchte, so nahm sie sich zween öffentlich erklärte Liebhaber zugleich an, von denen die ganze Stadt wußte, daß sie sie hielten; nämlich den Herrn Paris von Montmartel und den Herrn le Normant von Tourneau, welche beyde in großen Bedienungen bey den öffentlichen Einnahmen stunden. Von einem Frauenzimmer, welches vermögend ist, auf solche Art zween Männer zu gleicher Zeit zu ihren Diensten zu haben, wird nicht vermuthet, daß es sich eben ein gar zu großes Bedenken mache, noch mehrere zu haben, wenn gleich nicht so ganz öffentlich. Es ist gleichwohl gewiß, daß man dafür hält, Madame Poisson sey mit ihren Gunstbezeugungen überaus freygebig.

Unterdessen daß ihr Ehemann abwesend war, kam sie mit einer Tochter nieder, welche nunmehr

die berufene Madame von Pompadour ist. Die Zeitrechnung konnte schwerlich so gezerret werden, daß sie nur die geringste Ursache beybrächte, sich einzubilden, dieses Wunderkind wäre das Werk ihres Mannes. Weil die Herren Paris und le Normant die öffentlichsten von ihren Liebhabern waren: so begehrten sie auch beyde die Ehre einer Vaterschaft, die vielleicht, bey einer genauen Untersuchung, keinem von beyden würde zugehöret haben.

Madame Poisson hatte gleichwohl, wie es schien, ihre Ursachen, warum sie den Herrn le Normant dem andern vorzog. Sie beredete ihn, daß er wirklich Vater des Kindes wäre. Zu eiem Beweise, daß er davon überredet war, trug er die äußerste Sorgfalt eines Vaters für dasselbe. Weil es unter seinen Augen und auf seine besondre Anweisung erzogen wurde, so unterließ man bey ihrer Erziehung keine von denen Vollkommenheiten, die man ihr verschaffen konnte. Sie mußte das Tanzen, die Musik, das Singen, das Mahlen lernen; und sie hatte Gaben zu dem allen, nebst einem Wesen, welches ihnen allen eine Anmuth gab. Nichts konnte liebenswürdiger seyn, als ihre Person oder die Lebhaftigkeit ihrer Gemüthsart. Wäre nicht Herr le Normant von der Meynung vorher eingenommen gewesen, daß sie seine eigne natürliche Tochter sey: so würde ihre Schönheit und selbst die Mühe, die er sich gegeben, sie zu bilden, und der gute Erfolg von dieser Mühe nicht haben ermangeln können, ihn in sie verliebt

zu machen. Seine Zärtlichkeit gegen sie wuchs zu einer solchen Höhe, daß er zu gehöriger Zeit anfieng, darauf zu denken, wie er sie durch eine Heyrath auf solche Art versorgen möchte, welche zeigte, daß er sie nicht geringer achtete, als wenn sie seine rechtmäßige Tochter wäre.

Unter einer Anzahl von Eroberungen, welche ihr ihre wachsende Schönheit zuwege gebracht hatte, befand sich auch der junge Herr le Normant d'Estiolles, ein Vetter desjenigen Mannes, welcher auf solche Art die Rolle eines Vaters bey ihr gespiele, hatte. Sein Zutritt in dem Hause, seine genaue Bekanntschaft als ein so naher Anverwandtert hatte ihm zu wiederholtenmalen den Anblick der jungen Poisson verschaffet. Er konnte sie aber nicht ungestraft ansehen. Die Reizungen ihrer Person in der ersten Blüthe ihres Frühlings; die Annehmlichkeiten ihres Wesens und die durch ihre Erziehung erlangten Vollkommenheiten hatten ihn gänzlich gefangen genommen und gefesselt. Weil seine Absichten ehrlich waren, so setzte es keine Schwierigkeiten, die Sache seinem Oheime, dem vermeynten Vater der Schönen vorzutragen, aber wohl, sie seinem eignen Vater vorzubringen, von welchem er nicht erwarten konnte, daß er ihn sehr geneigt zu einer Heyrath finden würde, wider welche so viele Einwürfe zu machen wären.

Diese wurden in der That bey dem Oheime, nach der Entdeckung der Leidenschaft und der Gesinnungen seines Neffen, von seiner zärtlichen Liebe gegen die junge Poisson bald überwunden, so

viel

viel als es seine Person betraf. Es kam nunmehr darauf an, daß man auch des jungen Menschen Vater gewönne und dazu brächte. Dieses war eben keine leichte Sache. Dem ungeachtet drang Herr le Normant, durch die Kraft seiner Anerbiethungen, gleichwohl hindurch, worunter die vornehmste war, er wollte gleich itzo die Hälfte seines Vermögens abtreten und die andre Hälfte nach seinem Absterben seinem Sohne vermachen. Die Furcht, diese Vortheile möchten mit der vermeyntlichen Tochter in eine andre Familie kommen, nebst dem eifrigen Anhalten des Sohnes, bewog den Vater, diesem Vorschlage Gehör zu geben und ihn endlich einzugehen. Das junge Paar wurde verheyrathet; und Mademoiselle Poisson war nunmehr Madame d'Estiolles.

Es scheinet gleichwohl nicht das Ansehen zu haben, daß ihr Herz bey dieser Heyrath sehr sey zu Rathe gezogen worden. Herr le Normant d' Estiolles hatte eben nicht die einnehmendeste Person; indem er sehr klein, übelgestaltet und überhaupt eine ganz schlechte gemeine Figur war. Jedoch, wenn etwas den Abgang der persönlichen Verdienste vergüten konnte, um das Herz eines Frauenzimmers zu rühren: so mußte er Meister des ihrigen gewesen seyn. Der Liebhaber verlohr sich bey ihm nicht unter dem Ehemanne. Weil er ein sehr gutes Auskommen bey seinem Vermögen hatte: so wurden keine Ausgaben zu Kleidungen oder Lustbarkeiten gesparet, welche seine heftige Liebe gegen sie beweisen konnten. Ob sie gleich Reizun-

gen genug hatte, einen Liebhaber und vornehmlich einen verliebten Ehemann von seiner Gestalt eifersüchtig zu machen: so vergönnete er ihr doch alle Freyheit, die sie nur wünschen konnte. Er versammelte und unterhielt in seinem Hause die beste und angenehmste Gesellschaft, welche Paris hatte, und von welcher sie selbst durch ihre Lustigkeit das Leben und durch ihre Schönheit eben nicht der geringste Schmuck war.

Unter denen vielen Personen, die ihr Haus besuchten, wurden manche durch ihre Absicht auf sie dahin gezogen: und weil es ihnen sowohl wegen der französischen Sitten, welche der Galanterie gar nicht abgeneigt sind, als auch wegen der Lebhaftigkeit der Madame d'Estiolles, die sie gar nicht abschreckte, doppelt leicht fiel, sich zu erklären: so versagten sie sich nicht lange das Vergnügen, sie mit ihren Gesinnungen bekannt zu machen.

Unter diesen war auch der Abt Bernis, nunmehr wirklicher Staatsminister, der die schönste Hoffnung zu einem Cardinalshute hat. Die ersten Gründe zu seinem Glücke wurden unstreitig durch seine Liebe zu diesem Frauenzimmer geleget. Denn ob sie es gleich nicht für dienlich hielt, solcher auf die Art zu willfahren, wie er es verlangte: so behielt sie doch ein dankbares Andenken derselben, als sie zur Gewalt kam. Es geschah durch ihre Vermittelung, daß er zuerst zum Gesandten nach Venedig ernannt wurde, und ihre Gnade verschaffte ihm durch schnelle Stufen seine

gegenwärtige Beförderung. Er war aber seiner Herkunft nach nur aus einer unbekannten Familie in Pont St. l'Esprit, einem kleinen Städtchen in Languedoc, an den Gränzen von Venaißin. So wurde er auch zuerst nur durch einige kleine Verse bekannt, wovon die meisten zum Lobe seiner schönen Madame d'Estiolles waren; und ob es ihnen gleich nicht an einer gewissen Leichtigkeit in der Verfertigung fehlte, so hatten sie doch gewiß zu wenig Verdienste, ihm eine Stelle in der königlichen Akademie zu erwerben, wofern sich seine Gönnerinn der Sache nicht angenommen hätte. Wurde aber sein Geschick zur Dichtkunst für nicht gar zu groß gehalten: so waren es seine Gaben zu Staatsgeschäfften noch weniger. Es hat auch die Welt bis hieher der Madame von Pompadour Beförderung ihres alten Celadons nicht gänzlich gebilliget; weil sie es vermuthlich für leichter hielt, ihn zu einem Minister, als zu einem Staatsmann zu machen. Dem sey aber wie ihm wolle, so seufzeten doch er und viele andre um dieses Frauenzimmer, welches durch die Nachsicht ihres Mannes, deren Liebesbewerbungen gleichsam überliefert wurde; und seufzeten vergebens. Denn obgleich die Welt, seitdem es ihr bey dem Könige in Frankreich glücklich ergangen ist, ihrer bey ihrer Abschilderung gar nicht geschonet hat; so wird dennoch durchgängig zugestanden, daß sie vor diesem glücklichen Erfolge oder vielmehr Falle, zum Nachtheile der ihrem Ehemanne schuldigen Treue nicht weiter gegangen ist, als bloße Buhlerey.

Es ist wahr, sie gab keinem Liebhaber, der sich anboth, eine gänzlich abschlägige Antwort: sie gewährete aber auch keinem von ihnen besondre Gewogenheiten. Diejenigen, die am meisten in sie drangen, wies sie damit ab, daß sie sagte: „Wenn sie jemals ihrem Ehemanne untreu würde, „so sollte es bey niemand anders, als bey dem Kö„nige seyn.„ Sie lachten alle zusammen darüber, und hatten zu der Zeit vielleicht Ursache, sich einzubilden, der Scherz würde niemals im Ernste zur Wirklichkeit kommen, welcher dem italiänischen Sprüchworte: Wenn du Pabst werden willst, so setze es dir nur fest in den Kopf, daß du Pabst werden wirst, so viel Ehre machet.

Obgleich diese ihre Erklärung weiter nichts als das Ansehen eines lustigen Scherzes hat: so waren die Anstalten, die sie machte, doch nicht weniger ernsthaft. Sie hatte sich die Eroberung des Königs vorgenommen, und war entschlossen, nichts zu unterlassen. was zur Ausführung derselben dienen konnte. Eine von des Königs liebsten Ergötzlichkeiten war, wie bekannt, die Jagd. Sie gab gegen ihren Mann vor, daß sie selbst eine sehr große Lust dazu hätte; wowider er nicht die geringste Einwendung hatte. Nachdem sie sich also ein Reitkleid machen lassen, so schön als sie es nur immer aussinnen konnte wie sie denn allezeit einen vortrefflichen Geschmack wies, um die abgezielte Wirkung zu erreichen, und den Streich auszuführen, worauf sie sann: so richtete sie es so ein, daß sie

sie den König auf seinen Jagdpartien stets begleitete, nicht eben als eine vom Hofe, sondern nur als eine bloße Zuschauerinn des Jagens.

Auf diese Art stellte sie es an, dem Könige so oft in den Weg zu kommen, als es nur möglich war. Es wollte aber alles nichts thun. Sie hatte die Kränkung, daß sie so viele Anzeigungen und Anerbiethungen vergebens angewendet sah. Der König konnte gleichwohl nicht vorbey gehen, ohne eine so schöne in die Augen fallende Gestalt zu beobachten: es geschah aber ohne die geringste Regung von Liebe oder Begierde, daß er sie bemerket und auch sogar gefragt hätte, wer sie wäre.

Sie entgieng aber nicht den scharfsichtigen Augen einer Nebenbuhlerinn, und zwar einer Nebenbuhlerinn, die so sehr in dem Besitze des Herzens des Königs war, daß es sich zu der Zeit wider die Eindrücke einer jeden andern Schöne verschlossen fand. Diese war Madame von Mailly, eine Tochter der Marquisinn von Nesle. Sie hatte es bemerket, daß Madame d'Estiolles sich eifrigst befliß, den Jagden zu folgen, daß ihre Nachstellungen gewissermaßen auf den König giengen, und daß sie ihre Reizungen vor seinen Augen auskrahmte. Sie war über die Nachfrage, die er nach ihr gethan, beunruhiget worden; und damit sie allen denen Absichten, die sie etwan haben möchte, durch die Beharrlichkeit bey ihrem Vorsatze, zu ihrem Zwecke zu kommen, kurz ein Ende machte, so ließ sie ihr mit allem Ansehen einer Favoritinn melden,

es würde am besten für sie seyn, wenn sie sich niemals wieder bey einer Jagdpartie des Königs zeigte. Madame d'Estiolles, welche in keiuem solchen Stande war, daß sie sich mit Madame von Mailly messen konnte, hielt sich für verbunden, demjenigen, was ihr angedeutet worden, zu gehorchen. Auf diese Art waren ihre Ansprüche damals, wo nicht zu Ende, doch wenigstens auf eine Zeitlang ausgesetzt.

Weil diese Aussetzung einen leeren Zeitraum in ihrer Geschichte macht: so wird es nicht unfüglich seyn, solchen mit einer summarischen Nachricht von den Galanterien des Königs in Frankreich anzufüllen. Diese Nachricht ist zu dem deutlichen Verstande des Ganzen selbst so nothwendig, daß sie kaum für eine Ausschweifung kann gehalten werden.

Ludwig der XV. hatte sich in einem sehr zarten Alter, da er nur erst funfzehn Jahr alt geworden, mit der Prinzeßinn Maria, einer Tochter des Stanislaus Leszinky, ehemaligen Königs in Polen und nunmehrigen Herzogs zu Lothringen, vermählt. Sie war sieben Jahr älter, als er. Mit dieser Prinzeßinn lebte der König viele Jahre auf eine höchst exemplarische Art von ehelicher Zuneigung; obgleich diese Vermählung, wie die von seinem Range gemeiniglich zu seyn pflegen, geschlossen worden, ohne seine Neigung im geringsten dabey zu Rathe zu ziehen, oder auch nur die Wahrscheinlichkeit zu haben, daß solche jemals erfolgen würde. Die Person der Königinn ist niemals überaus

einneh-

einnehmend gewesen. Die Ungleichheit der Jahre, ob sie gleich zwar nicht gar zu groß war, konnte dennoch immer von einiger Betrachtung seyn. Dem ungeachtet bezeugte eine zahlreiche Reihe von Erben die Einigkeit, welche unter ihnen herrschte, und schien deren Dauer gewiß zu machen. Der König, welcher von dem Cardinale Fleury in den strengsten Begriffen von der ehelichen Treue erzogen worden, machte seinem Lehrer durch die gewissenhafte Beobachtung derselben Ehre. Die Gewohnheit kam dazu, dasjenige zu bestatigen, was die Pflicht angefangen hatte. Die Königinn hatte außerdem tausenderley gute Eigenschaften, welche alle persönliche Mängel hätten ersetzen können.

Es ist wahrscheinlich, daß der König lange Zeit nicht einmal einen flüchtigen Gedanken zu ihrem Nachtheile gehabt hat. Er hatte sogar einige von den Hofleuten ziemlich beißend abgewiesen, welche niederträchtig genug waren, denjenigen Vortheil von den Lastern eines Königs zu suchen, den sie von seinen Tugenden nicht zu hoffen hatten, und daher einen Versuch gemacht, ihn zu verführen. Zu einem von ihnen, welcher diese Absicht hatte, und ihm die Reizungen einer gewissen Hofdame sehr erhob, sagte er auf eine spitzige Art: „Was? haltet ihr sie für schöner, als die Königinn?„ Der Hofmann hatte darauf nicht ein Wort zu erwiedern; so sehr war ihm durch diese Antwort der Mund gestopfet.

Solch eine Beständigkeit war nicht gemacht, eine ewige Probe wider die Gewalt des Beyspie-

les an einem so verderbten Hofe auszuhalten. Gleichwohl waren zehn oder zwölf Jahr vergangen, ehe der König einiges Zeichen von einer Ueberdrüßigkeit oder Neigung zum Ausschweifen gab. Es wird gesagt: die Person der Königinn habe mit ihren zunehmenden Jahren und von den häufigen Kindbetten eine Kälte oder Gleichgültigkeit an sich genommen, welche den Liebesanforderungen nicht günstig war. Die Ungleichheit des Alters fieng auch an, sich mehr und mehr zu zeigen. Bey der Achtung aber, welche der König für sie, als die Mutter seiner Kinder, wie auch wegen ihrer vortrefflichen Gemüthsart und ungezwungenen ungeheuchelten Gottesfurcht hatte, läßt es sich wohl glauben; daß er nicht leicht, noch ohne manchen Kampf mit sich selbst, von seiner Vorstellung, von der Gerechtigkeit, die er ihrem Bette schuldig wäre, abgegangen. Da er aber einmal die Schranken, die ihn aufhielten, zerbrochen, und den Anforderungen seiner Leibesbeschaffenheit nachgegeben, die von Natur verliebt war: so ergoß er sich, gleich einem Strome, der vorher in seinen Ufern aufgehalten worden, über alle Felder der freyen Lebensart.

Nichts destoweniger behielt er, mitten unter der allerungebundensten Entziehung seiner Person von der Königinn, doch noch immer die zärtlichste Achtung und Hochschätzung gegen sie unverletzt. Es ist wahr, daß sie aus einem Geiste der Mäßigung, sich selten so weit einließ, daß sie einige Gnade verlangte. Was sie aber auch nur verlangte, das wurde ihr ohne Anstand und mit der allerbesten nur ersinnli-

chen

chen Art gewähret. Ihre Aufführung hatte sie also nicht nur bey dem Volke, sondern auch am Hofe selbst beliebt gemacht, woselbst der Tugend nicht allezeit diejenige Gerechtigkeit wiederfährt, welche ihr hoher Werth von ihm fordert.

Als der König zuerst anfieng, seinen Neigungen einen freyen Lauf zu lassen und in dem Tone eines Herrn, welcher Gehorsam verlangte, davon zu reden, daß er seinem Willen und Vergnügen gewillfahret wissen wollte: so wurde der Cardinal Fleury davon bald unterrichtet. Dieser alte, geschmeidige und verschmitzte Hofmann kannte die Welt, und vornehmlich die Gemüthsart seines ehemaligen Untergebenen zu gut, als daß er hätte denken sollen, es würde solcher in einer Sache einen Zwang ertragen, worinnen wenig Menschen einen zu leiden fähig sind. Er würde in der That gewünschet haben, daß es anders seyn möchte: er hielt es aber für höchst vernünftig, dabey durch die Finger zu sehen, und unter der Hand so gar anzuweisen, wohin der Sturm der königlichen Begierde fallen sollte. Denn da solche zu der Zeit noch keinen bestimmten Gegenstand hatte, sondern nur auf das Geschlecht überhaupt gieng, so hielt er dafür, die bereitwilligste würde des Königes Sache seyn. Nach diesem Entwurfe sagete er also: He! bien donc, qu'on fasse venir la Mailly. **Nun wohl denn, so lasse man nur die Mailly kommen.** Es wurde demnach zu der Mailly gesandt, und die Mailly kam. Wenige Damen an diesem Hofe würden sich geweigert haben, das köni-

gliche

gliche Schnupftuch aufzuheben, oder vielmehr nicht nach demselben geklettert seyn.

Der König fand gleichwohl einen solchen Gefallen an ihr, daß er sich einige Zeit lang zu ihr hielt. Und sie verdiente solches auch sehr wohl. Niemals hat sich eine Maitresse einen königlichen Liebhaber weniger zu Nutze gemacht. Sie war bis zur Ausschweifung großmüthig. Keine Gnadenbezeugungen, die sie von ihm erhielt, waren für sie selbst. Da sie mildthätig, gutherzig, gesprächig und verbindlich war: so ersetzte sie gewissermaßen durch eine Anzahl von Tugenden den Flecken an ihrer Ehre.

Sie war nicht im geringsten geneigt, ihn zu plündern, sondern empfieng die kleinen Geschenke, die er ihr machte, mit großen Widerstreben. Unter andern schickte ihr der König eines Tages ein Paar goldne Leuchter, worüber sie lachte und nur bloß sagte, seine Majestät hätten auch nicht die Lichtputzen vergessen sollen; und dieses sagte sie mehr, weil sie es für lustig hielt, als aus einigem Geize. Als er sie verließ: so ergab sie sich einer großen Andacht, starb in einem Kloster, und starb, ohne ihre Schulden bezahlen zu können. So wenig Frucht hatte sie von ihrer Gunst eingeerndet.

Da der König sie aber verließ, so geschah es bloß wegen einer von ihren Schwestern. Es waren ihrer zusammen fünfe, lauter Töchter der Marquisinn von Nesle, nämlich Lauraguais, Mailly, Vintimiglia, la Tournelle und Flavacourt, welche alle zusammen nach der Reihe (und einige von ihnen zu gleicher Zeit) seine Maitressen wurden, ausgenommen

nommen Madame Flavacourt, die schönste unter ihnen, zu welcher der König eine große Zuneigung hatte. Ihr Ehemann aber war so grob und unhöflich, daß er sie bloß dadurch erhielt, daß er zu ihr sagte, sie könnte, wenn es ihr beliebte, ihm eine Untreue spielen, es sollte ihn aber kein König auf der Welt hindern, sie durch den Kopf zu schießen, wenn sie es thäte. Diese einzige Ausnahme hinderte gleichwohl den alten Herrn, ihren Vater, den Marquis von Nesle, nicht, zu sagen: „Weil seine Majestät „doch bey seiner ganzen Familie geschlafen hätten, „so wäre er für seine Person selbst nur noch übrig, „um die Ehre voll zu machen.„

Madame von Vintimiglia, welche die nächste war, hatte einen Sohn von ihm, welches durch ihre Heyrath verdecket wurde.

Auf sie folgte Madame von Tournelle, welche durch Gift starb, wie man wenigstens durchgängig glaubte. Der König hatte auf das inständige Anhalten seines Beichtvaters, bey seiner Krankheit zu Metz, allen fernern Umgang mit ihr entsagt. Allein, diese abgezwungene Entschließung dauerte nicht länger, als bis er wieder gesund wurde. Die Dame erhielt Versicherungen von einer Erneuerung: sie lebte aber nach deren Empfange nicht über zween bis drey Tage, indem sie, wie man vermuthete, von einigen aus dem Wege geräumet wurde, welche sich einbildeten, sie hätten Ursache, ihre Ahndung zu befürchten, wenn sie wieder zu Gnaden käme.

Was Madame von Lauraguais, eine andre von ihren Schwestern betraf: so hatte sie nur bloß einen

flüchtigen überhingehenden Antheil an seinen Gewogenheiten, und in währender Zeit, da sie als Vertraute bey den Liebeshändeln ihrer Schwestern mit ihm gebrauchet wurde.

Alle diese Leidenschaften waren nunmehr entweder durch den Tod oder durch die Ersättigung vorbey. Es erfolgte ein Zwischenraum, in welchem der König, der nicht länger einer besondern Maitresse ergeben war, sich entschloß, die Reizungen der Abwechselung zu versuchen; worinnen er auch ganz und gar nicht zärtlich oder ekel war. Es wurden ihm Frauenspersonen aus allen Ständen des Volkes zugeführet, die geringsten oder diejenigen selbst, die sie Grisetten nennen, nicht ausgeschlossen. Unter diesen letzten verstehen wir solche Nymphen, die kaum mehr, als einen Zeugrock, eine streifichte Schürze und ein buntes Schnupftuch haben. In diesem Geschäffte dienete ihm hauptsächlich Richelieu, einer von seinen Kammerherren, wecher zu Versailles Zimmer hatte, petits soupers (kleine Abendessen) in denselben anstellete, wozu er seinen Herrn einlud, und ihm solche Personen zuführete, wovon er glaubte, daß sie ihm gefallen würden.

Gleichwohl schlug es ihm zuweilen fehl, daß diejenigen angenommen wurden, die er verschaffet hatte. Hiervon hat man zwey merkwürdige Beyspiele an den beyden berufenen Damen, Madame de la Popeliniere, und Madame de Portail. Der König wollte keine von ihnen berühren. Die erste hielt er für zu gezieret, ob sie gleich vielen Witz hatte. Die andere schien ihm etwas gar zu nieder-

verträchtiges, gar zu gemeines in ihrem Wesen zu haben, welches vielleicht um so vielmehr in die Augen fiel, weil es sich so wenig zu ihren reichen Kleidern schickte, wiewohl sie sonst sehr schön war. Wäre sie in einem schlechten Wämschen und Rocke gewesen: so würde sie seinem Geschmacke vielleicht mehr gefallen haben.

Weil ich aber das Beywort berufen diesen Damen gegeben habe: so werden diejenigen Leser, denen die Ursachen bereits bekannt sind, warum sie so genennet werden, eine kleine kurze Ausschweifung zum Besten dererjenigen vemuthlich verzeihen, die noch nicht so gut davon unterrichtet sind, als sie.

Madame de la Popeliniere war eine Opernsängerinn gewesen, und wurde von dem Herrn de la Popeliniere, einem reichen Generalpachter der Finanzen, der sie heyrathete, der Schaubühne entzogen. Weil sie nun vermuthlich dachte, sie könnte nicht zu sehr eilen, ihn wegen einer so großen Thorheit zu bestrafen: so gab sie der Galanterie einen freyen Lauf. Gleichwohl war Richelieu der oberste auf der Liste von ihren Lieblingen. Er hätte bey einem Tapetenwirker eine Wohnung gemiethet, welche dicht an ihr Zimmer stieß, mit dem man eine Gemeinschaft durch eine Thüre in dem Camine erfand, welche durch den Rücken eines hohen Rostes verstecket wurde. Dieses Geheimniß wurde bey der ersten Zänkerey der Frau mit ihrer Magd entdecket; und der arme Ehemann machte, anstatt daß er hätte Maaßregeln nehmen sollen, seinen Unfall zu verheh-

len, in der Hitze seiner Empfindlichkeit darüber, solchen mit allen Umständen bekannt, welche ihn lächerlich machen konnten. Zu Paris sind die Lacher selten auf der Seite der unglücklichen Ehemänner. Die Erfindung mit dem Camine wurde für so lustig gehalten, daß sie der Madame de la Popeliniere Ehre brachte, welcher man diese Erfindung zuschrieb. Ihr Name wurde so beschrien, daß er verschiedenen Dingen gegeben ward. Es war Mode, daß man Hauben à la Popeliniere, Bänder, Röcke, Fächer u. d. g. à la Popeliniere hatte; und vermuthlich hatten auch einige Camine à la Popeliniere.

Was die Frau von Porteil, die Gemahlinn des Präsidenten von Portail betraf: so brachte ihre Zusammenkunft mit dem Könige, wiewohl sie nicht so weit getrieben wurde, als sie es hätte wünschen können, welches sie der übermäßigen ehrerbiethigen Liebe zuschrieb, die sie dem Könige beygebracht hätte, eine ziemlich lustige Begebenheit hervor. Da sie artig, aber einfältig und eitel war: so konnte nichts sie überreden, daß sie nicht den König völlig erobert hätte, und sie glaubte, es fehlte weiter nichts, als nur eine bequeme Gelegenheit für ihn, den entscheidenden Beweis davon zu geben. In dieser Vorstellung sonderte sie sich auf einem großen und allgemeinen Balle in Maske jemand aus, der durch sein Ansehen, seine Gestalt, und sogar auch durch seine Stimme, Aehnlichkeit genug mit dem Könige hatte, sie zu entschuldigen, daß sie sich in ihm geirret hätte. Sie hatte ihre Maske abge-

abgenommen, und fieng an, ihn zu plagen und zu reizen. Der Mensch, welcher sie kannte, und nur einer von des Königs Garde war, richtete sich nach ihrem Irrthume: er trieb es aber damit so weit, daß er alle die Vortheile davon zog, die er nur verlangen konnte. Nichts wurde ihm abgeschlagen. Sie kehrte darauf in Wahrheit zerknüllt genug wieder zur Gesellschaft, und war über ihr Abendtheuer herzlich vergnügt; in der Meynung, daß es der König gewesen, mit dem sie hätte zu thun gehabt. Ihre große Freude aber währte nicht lange. Der von der Garde, welcher sich eben nicht sehr zur Dankbarkeit für eine Gunst verbunden hielt, die ihm nicht bestimmet war, und den Spaß für gar zu schön achtete, als daß er nicht unter die Leute kommen sollte, folgte ihr in den Ballsaal, und erzählte nur bloß einem jeden, den er antraf, sein gutes Glück. Eben diese Geschichte wird auf eine lustige Art und weitläuftiger in den ausplaudernden Kleinodien (les Bijoux indiscrets) erzählet.

Dieses Frauenzimmer gerieth gleichwohl einige Zeit darnach, in einen weit ärgern Handel. Sie wurde beschuldiget, sie hätte mit ihrem Koche und ihrem Thürhüter den Auschlag gemacht, ihrem Ehemanne zu vergeben. Diese Beschuldigung kam zwar nicht zu einer weitläuftigen gerichtlichen Untersuchung, die vielleicht unglücklich für sie ausgelaufen seyn möchte; ja, der Mann selbst war bereitwillig, die Sache zu unterdrücken: allein Madame von Pompadour, die einen Groll auf sie hatte,

und ihr noch einen Dank schuldig war, daß sie eine Absicht auf den König gehabt, trieb es unter der Hand so nachdrücklich, daß sie ihr einen geheimen Canzleybrief, oder so genannte Lettre de Cachet auswirkte, um sie wegen der starken Vermuthungen wider sie als eine Gefangene in ein Kloster zu sperren. Hier aber nahm die Liebe ihre Befreyung über sich.

Es fand sich ein gewisser D'Arboulin, ein Weinhändler bey Madame Pompadour, welcher ein großes Vermögen bey diesem Handel erworben hatte. Er war in die Frau von Portail verliebt gewesen, und hoffte nunmehr, er würde ein besser Glück bey ihr in ihrer Widerwärtigkeit haben, als womit er sich in ihrem Wohlstande hätte schmeicheln können. In dieser Absicht wandte er sein Ansehen bey der Madame Pompadour an, deren Empfindlichkeit zu der Zeit gewissermaßen besänftiget war, und die nunmehr von einer Frauensperson nichts zu befürchten hatte, welche so durchgängig zu Boden getreten war. Durch ihre Vermittelung also erhielt Madame von Portail ihre Loslassung, welche von ihrem Ehemanne geschieden wurde, und darauf ihren Befreyer nach seinem Wunsche belohnte, und mit ihm öffentlich lebete.

Dieses waren die beyden Frauenzimmer, welche die Ehre hatten, dem Könige vorgestellet zu werden, und die Kränkung erfuhren, daß er sie nicht annahm. Nachdem er aber eine Zeitlang so frey herum gestrichen, so fieng er auf einmal an,

einen Ekel an der leichten Abwechselung mit denen Frauenspersonen zu haben, die ihm zugeführet wurden, und er fand, daß solche seinen Geschmack an dem Vergnügen mehr verwirreteten, als befriedigten. In dieser Laune gedachte er einesmales des Abends, da er zu Bette gehen wollte, gegen einen gewissen Binet, einen Kammerdiener, der damals die Aufwartung hatte, daß ihm sein Zustand gar nicht gefiele. Er sagte zu ihm, er wäre es herzlich überdrüßig, einen jeden Tag neue Gesichter zu haben, und darunter doch nicht ein einziges Frauenzimmer anzutreffen, welches würdig wäre, daß er sich ihm ergäbe, als welches er diesen Herumschwärmern unter dem schönen Geschlechte vorziehen würde. Er fragte ihn, ob er irgend eine kennte, die er ihm insbesondere anpreisen könnte, welche Verdienste genug hätte, ihn von der Unruhe und dem Ekel, so oft zu wechseln, zu befreyen.

Binet, welchem ein solches Vertrauen höchlich willkommen war, versicherte den König, er hätte für ihn eine Person in Gedanken, wovon er versichert wäre, daß sie ihm gefallen würde; sie wäre eine von seinen Anverwandtinnen, und außerdem hätte sie eine wirkliche Liebe zu seiner Majestät Person. Dieses reizte des Königs Neugier, daß er ihn fragte, wer es wäre? Und wer hätte es anders seyn sollen, als eben die Madame d'Estiolles und nunmehrige Madame Pompadour? Binet fuhr darauf fort, ihn zu erinnern, daß er sie bey seinen Jagdpartien gesehen und sich auch nach ihr erkundigt hätte. Der König erinnerte sich auch ihrer

vollkommen, und gestund, daß sie ihm so gut gefallen hätte, als eine ihm damals gefallen konnte, da er mit einer andern verbunden gewesen. Er setzte hinzu, er möchte gern eine geheime Zusammenkunft mit ihr haben, wenn solche auf eine bequeme Art könnte angestellt werden.

Binet hatte nunmehr seine Anweisung; und den folgenden Tag fuhr er zur Madame d'Estiolles, und berichtete ihr, was vorgegangen wäre. Sie nahm die Aufforderung mit Entzücken an; und es wurden sogleich die Maaßregeln getroffen, wie sie außer dem Hause schlafen könnte, ohne bey ihrem Manne in Verdacht zu gerathen.

Sie wartete zu der bestimmten Zeit dem Könige auf, welcher die Nacht mit ihr zubrachte und sie den folgenden Morgen kaltsinnig genug beurlaubete. Er erwähnete auch ihren Namen nicht einmal gegen Bineten, weder den nächstfolgenden Tag noch viele Tage darnach. Es ist leicht zu errathen, wie groß der Verdruß des Vertrauten, und vornehmlich der Maitresse, gewesen, welche sich so viel auf die Macht ihrer Reizungen verlassen und nunmehr solche Ursache hatte, zu denken, daß der Genuß derselben keinr Eindrücke in des Königes Gedächtnisse gelassen, welche günstig genug wären, wiederum Begierde zu erwecken.

Auf die Art vergieng über ein Monat, als der König an einem Abende Bineten lächelnd fragte, was seine Anverwandtinn von ihm dächte? Man kann seine Antwort leicht voraus wissen. Er meldete seiner Majestät, sie beschäfftigte sich mit nichts,

als

als mit ihm; sie dächte an nichts, als an ihn; und ihr träumete von nichts, als von ihm. „Die „Wahrheit zu sagen, sagte der König, ich befürch- „tete, sie würde nur gar zu sehr eben so, wie die „andern, die ich gehabt habe, entweder durch „Ehrgeiz, oder vielleicht durch eine noch weit un- „edlere Leidenschaft, nämlich den Eigennutz, seyn „getrieben worden. Denn außerdem kann ich „wohl sagen, hat sie mir sehr gut gefallen. Ich „hatte auch Lust, zu versuchen, wie sie meine Hint- „ansetzung aufnehmen würde.„

Binet war kein so kleiner Hofmann, vornehm- lich da der Ausgang dieses Handels ihn selbst mit betraf, daß er seiner Majestät nicht alle diese ver- sicherungen hätte geben sollen, welche geschickt wa- ren, seine Neigung wieder zu erwecken und seine Zweifel zu beruhigen. Er beobachtete insbesondere, daß Eigennutz oder wenigstens ein so niederträchti- ger Eigennutz als der bey einem gemeinen Miet- linge, keinen großen Nachdruck bey ihr haben könnte; weil sie bey ihrem Vermögen so reichlich zu leben hätte; und so viel, als er wüßte, so hätte sie stets eine Zuneigung bloß zu seiner Majestät Person bezeuget. „Nun wohl, sagte der Kö- „nig, wenn ihr wirklich das denket, so möchte „ich sie gerne wieder sehen.„ Dieser Punkt wurde leicht ins Feine gebracht. Die zweyte Zusammen- kunft fand Statt, und hatte nicht eben solche Folge, wie die erste. Sie fesselte ihn nunmehr dergestalt, daß er unruhig war, bis er sie wieder sah. Und er sah sie nun Nacht für Nacht, bis sie endlich ihre

Eroberung so weit vollbracht hatte, daß er sich ihr gänzlich ergab.

Man hält durchgängig dafür, dieser ihr guter Erfolg sey zum Theil den Unterweisungen ihrer Mutter zuzuschreiben, die ein Frauenzimmer war, welches eine vollkommene Erfahrung in allen Geheimnissen der Galanterie und in allen Künsten zu gefallen besaß. Diese Unterweisungen wurden durch eine glückliche Fähigkeit bey der Tochter, sich derselben zu Nutze zu machen, unterstützet. Madame Poisson starb bald darauf, nachdem sie die gänzliche Bestätigung der Gnade ihrer Tochter gesehen, und ihre übermäßige Freude darüber hat vielleicht zur Verkürzung ihrer Tage etwas beygetragen.

Unterdessen mußten die häufigen Nacht-Ausbleibungen der Madame d'Estiolles ihren Mann nothwendig beunruhigen, gegen den ihr Vertrauen auf die Größe und Macht ihres königlichen Liebhabers sie kaum noch einige Maaßregeln beobachten ließ. Er wurde von seinem Unglücke und dem Urheber desselben bald benachrichtiget. Weil er seine Gemahlinn viel zu inbrünstig liebte, als daß er sie mit irgend einem hätte theilen wollen: so war die Entdeckung ein rechter Donnerschlag für ihn. Er entschloß sich gleichwohl, es nicht dabey bewenden zu lassen, sondern fieng an, in dem Tone einer Person zu reden, welche höchlich beleidiget wäre, und die Gewalt eines Ehemannes zu äußern, welcher sich vorgenommen, solches nicht länger zu leiden. Dieses beschleunigte nur bloß die Maaßregeln, die bereits

reits zwischen dem Könige und der Madame d'Estiolles verabredet waren. Sie nahm nunmehr dreust die Maske ab, und da sie des Schutzes gewiß war, so steckte sie die feindliche Flagge auf, und begab sich öffentlich nach Versailles, als ihrem Zufluchtsorte. Der arme d'Estiolles, welcher auf die Art seiner Gemahlinn beraubet war, ließ natürlicher Weise die Welt von seinen Klagen erschallen, und wollte sogar kräftige Maaßregeln ergreifen, sie wieder zurück zu bekommen, als er eine Lettre de Cachet erhielt, welche ihn nach Avignon verbannete.

Weil er gezwungen war, zu gehorchen: so gieng er nach dem Orte seines Elendes, wo er noch unsinnig in seine Gemahlinn verliebt war, so, daß ihn seine gewaltsamen Bewegungen in ein Fieber stürzeten, welches machte, daß man an seinem Leben zweifelte. Dem ungeachtet wurde er doch durch seine starke Leibesbeschaffenheit und das Zureden seiner Freunde wieder gesund, welche ihm vorstelleten, wie thöricht es sey, sein Leben wegen eines falschen undankbaren Weibes aufzugeben, welches sich noch darüber freuen würde. Er blieb ohngefähr zwölf Monate zu Avignon, in welchen die Zeit und das Nachdenken ihre gehörigen Wirkungen thaten, und er sich mehr in sein Schicksal finden lernte. Darauf ließ er sich angelegen seyn, daß er wieder nach Paris zurückgerufen würde, welches er auf das Versprechen, er wollte sich die Sache gefallen lassen, und seine Gemahlinn, die nunmehr in des Königs Zuneigung fest stund, nicht

wieder zurückfodern, leichtlich erhielt. Zu dieser Gnade, wenn solches anders eine mag genannt werden, wurden noch andere Vortheile hinzugefüget, welche beträchtlich genug waren, ihn ruhig zu machen, wofern Geld und Gut den Verlust einer Person ersetzen können, die man liebet. Er hatte Stellen und Bedienungen, die sich jährlich über vierhundert tausend Livres beliefen, außer den Gewährungen der Gnadenbezeugungen, die er für andre ausbitten würde, welche versichert waren, daß sie ihm würden zugestanden werden. Ob er gleich seine Gemahlinn niemals sah: so führten sie doch einen freundschaftlichen Briefwechsel mit einander; und da Madame von Pompadour vormals mehr in die Schauspiele zu gehen pflegte, welches sie itzt selten oder niemals thut: so erhielt er es, erhält noch vorläufige Ankündigungen von ihrem Vorhaben, damit er ihr nicht in den Weg kommen möge. Eine Ursache davon war, damit sie die Aufmerksamkeit der Zuschauer auf ihr Betragen bey einer solchen Gelegenheit vermieden. Eine andre Ursache mochte ihre eigene Beschämung bey den Gedanken seyn, einem Manne vor Augen zu kommen, welcher ihr ehemals so nahe gewesen, und den sie so grausam beschimpfet hatte.

Da sich d'Estoilles, seit seiner Zurückkunft zu Paris, auf solche Art seiner Frau beraubet fand: so hielt er sich, so bald nur seine Leidenschaft für sie sich ein wenig abgekühlet und geleget hatte, in völliger Freyheit, seinen Begierden nachzuhängen,

und deren Stillung anderswo zu suchen, die er nicht länger auf eine rechtmäßige Art befriedigen konnte. Nach diesem Entwurfe, den er um so viel hurtiger annahm, in der Hoffnung, seine schmerzhaften Betrachtungen dadurch zu betäuben, stürzte er sich in die liederlichste Lebensart. Da er durch sein Vermögen sattsam im Stande war, seinem Geschmacke zu willfahren: so hielt er sich eine Anzahl Maitressen; und die Operistinnen besonders hatten den Vortheil von seiner gezwungenen Art von Ehescheidung. Er war damit zufrieden, daß alle seine Unordnungen auf die Rechnung seiner Frau würden geschrieben werden, als welche ursprünglich die Ursache derselben war, und mochte also wohl gar aus Rache sich ein größres Vergnügen daraus machen, solche zu vermehren.

In eben derselben Zeit war Madame d'Estiolles, welche auf solche Art ihren Ehemann und eine einzige Tochter, die sie von ihm gehabt, und die damals noch ein Kind war, verlassen hatte und nunmehr des Königs erklärte Maitresse nach aller Form war, mit gutem Erfolge beschäfftiget gewesen, ihrem königlichen Liebhaber die Fessel umzuschlagen. Da sie überflüßig mit List versehen war: so hatte sie seine Gemüthsart, seine Launen, seine Neigung gänzlich ausstudiret, und sich so vollkommen darnach gerichtet, daß sie ihn dadurch fest an sich hielt, indem sie bey ihm die Verzweiflung erweckte, ein andres Frauenzimmer zu finden, mit dem er so ruhig und glücklich leben könnte.

Durch ihre lebhafte Scharfsichtigkeit machte sie des Königs schwache Seite bald ausfindig. Sie entdeckte gar bald, daß unter allen den Fähigkeiten zu gefallen, die sie in ihrer Macht hatte, keine eine größre Gewalt haben würde, ihn fest zu halten, als die Fähigkeit ihm die Zeit zu vertreiben.

Könige haben mehr Stunden der Unlust und Verdrossenheit, als andre Menschen, weil sie den ganzen Vorrath von Vergnügungen durch ihre leichte Art dazu gelangen, und durch die höfische Aemsigkeit einer Menge von Leuten, die beständig beschäfftiget sind, solche für sie aufzustöhren, frühzeitig erschöpfet haben. Hierdurch können wenig Zeitvertreibe, ehe sie noch die Hälfte ihres Lebenswandels hindurch sind, mehr das Verdienst der Neuigkeit bey ihnen haben. Es muß ein großer geschickter Kopf zum Erfinden seyn, welcher verschaffen kann, daß ihnen solche genug thun, und noch ein größrer, welcher denen durch wiederholten Genuß schaal und matt gewordenen Vergnügungen durch die Kunst sie beständig abzuwechseln und unter einer neuen Gestalt und mit einer höhern Würze wieder hervorzubringen, die Anmuth der Neuigkeit geben kann. In diesen beyden Stücken der Neuigkeit und Abwechselung war Madame d'Estiolles auf eine unumschränkte Art das rechte Frauenzimmer für den König. Da er von Natur ungeduldig, vornehmlich über das Gähnen der Trägheit und Verdrossenheit war, welche sich nach Zeitvertreiben sehnete; so konnte er

schwerlich eine andre Person finden, die so vermögend war, als sie, die abscheulichen leeren Augenblicke auszufüllen, womit er auf eine so elende Weise beschweret war.

Mit allen den Annehmlichkeiten ihrer Person und mit ihren durch die Erziehung erlangten Vollkommenheiten wurde noch die an Höfen so nöthige Kunst, Spielereyen zu treiben, verbunden. Die geringsten Kleinigkeiten hatten durch ihren Kunstgriff, sie zu behandeln, die Macht zu gefallen. Niemand konnte mit mehrerm aufgeweckten Wesen oder einer bessern Anmuth eine Historie erzählen oder die kleinen täglichen Begebenheiten des Hofes und der Stadt vortragen. Sie sang, sie spielte die meisten Instrumente auf eine meisterhafte Art. Sie tanzte mit aller der Leichtigkeit und dem Wesen einer Nymphe, von welcher sie die ganze Zärte und Geschmeidigkeit der Gestalt hatte. Sie war aber hauptsächlich darinnen vortrefflich, daß sie diese Vollkommenheiten auf eine bequeme Art gerade in eben dem Augenblicke zeigte, da sie erfordert wurden. Sie trug auch ganz besondre Sorge, daß sie den Augenblick vorher damit fertig war, ehe sie noch aufhören würde, in einer angenehm zu seyn, welches ihre auserlesene Unterscheidungskraft sie lehrte. Da sie auf solche Art dem Ueberdrusse vorbeugte: so war sie versichert, daß sie das Verdienst von allem dem Zeitvertreibe nicht verlohr, den sie vorher verschaffet hatte. So viele Gaben zu gefallen nebst ihrem schönen Geschmacke machten sie vollkommen geschickt, den Posten eines Petronius Arbiters an diesem Hofe zu bekleiden,

kleiden. Es wurden keine Ergötzlichkeiten für Ergötzlichkeiten gehalten, welche nicht den Stempel von ihrer Erfindung oder die Bestätigung von ihrem Beyfalle hatten. Es wurde verlanget, daß sie alle à la Pompadour seyn sollten. Bey denen Petits-soupers, worein der König so verliebt ist, wo alle Staatssteifigkeit bey Seite geleget und die königliche Hoheit hinweg gethan wird, genoß er mit einigen wenigen auserlesenen Personen, die alsdann mehr Gesellschafter und Freunde, als Unterthanen sind, weiter keine andre, als die sie beytrug die Gesellschaft zu beleben und den Geist der Fröhlichkeit in derselben zu erhalten. Sie war der vornehmste Lebensgeist in diesen kleinen Partien. Kurz, der König hatte so viele Ursachen, zu empfinden, daß sie zu dem Vergnügen seines Lebens nöthig war, daß er nicht die geringste Versuchung zu einer Unbeständigkeit hatte, welche, wie er befürchtete, eine nicht leicht zu ergänzende Lücke in demselben machen würde.

Er hatte einen tiefen Eindruck von der dankbaren und zärtlichen Empfindung alles dessen, was sie ihm war, und hielt also keine Merkmaale davon für zu viel für sie. Man hat oftmals gesehen, daß die Bourbonen aus Pracht großen Aufwand gemacht, und zuweilen aus Liebe verschwenderisch gewesen: Großmuth aber soll niemals ihre Eigenschaft gewesen seyn. Der gegenwärtig regierende Herr wird für keine Ausnahme von diesem allgemeinen Charakter seiner Familie gehalten. Da er von Natur sparsam ist: so hat er die Gunstbezeugungen der vorigen

gen Maitressen nicht sehr königlich belohnet. Es war dem höhern Einflusse der Madame d'Estiolles vorbehalten, die Schleußen seiner Freygebigkeit aufzuthun, und sie ergossen sich in voller Fluth über sie und die Ihrigen.

Er gab ihr sogleich ein Marquisat mit dem Titel der Marquisinn von Pompadour.

Ihr Vater, welcher so wahrscheinlicher Weise nur bloß diesen Namen hatte, weil er mit ihrer Mutter verheyrathet gewesen, hatte seine Verzeihung und nunmehr eine reichliche Versorgung auf Lebenslang erhalten.

Poisson, welcher ihr Bruder war, wenigstens von der sichern Seite, und weiter wegen nichts, als daß er ihr Bruder war, merkwürdig seyn konnte, wurde zum Marquis de Vandiere erhaben; daher ihn die Hofleute, welche mit dem Worte spielten, den Marquis d'Avanthier nannten, welches nach dem Buchstaben der Marquis von Vorgestern oder nach dem Verstande der neugebackne Marquis könnte übersetzet werden. Das Wortspiel geht zwar dabey verlohren: doch dieser Verlust wird schwerlich für gar zu groß geachtet werden. Weil aber der Scherz damit ohne Zweifel nur eine kleine Spielerey war: so geschah es vermuthlich, um das Beißende desselben zu vermeiden, daß er bald darauf den Titel eines Marquis von Marigny, vermöge eines Marquisats dieses Namens, annahm, welches er zu erkaufen durch die Güte des Königs in den Stand gesetzet worden. Er war vorher zum Oberintendanten der königlichen Gebäude, Gärten, der

Künste, Academien und Manufacturen gemacht worden, welcher Posten von großer Wichtigkeit und sehr einträglich war. Alle diese Gnadenbezeugungen konnten keine große Würde mit sich bringen, wenn man die Beschaffenheit der Umstände ansah, wodurch sie kamen. Der gute ehrliche Mann Poisson, der Vater, konnte sich nicht enthalten. zu sagen: „Was meine Tochter betrifft, so „hat sie Witz, sie ist artig, und mag des Königs „Achtung wohl verdienen: daß er aber so viel für „einen solchen nichtswürdigen Dummkopf thut, als „mein Sohn Carl ist, das ist wahrhaftig, bey „meiner Treue! nicht zu verzeihen.„

Doch auch der König selbst konnte, bey aller seiner zärtlichen Liebe gegen die Schwester, sich der Spötterey über diesen ihren aus Nichts erhobenen Bruder nicht erwehren. Als einige von seinem Hofe in seiner Gegenwart von der nächsten Beförderung zu dem blauen Bande sprachen und diesen jungen Poisson als einen unter denjenigen nannten, von denen man erwartete, daß sie dabey seyn würden: so sagte er: Non! c'eſt un trop petit Poiſſon pour le mettre au bleu. „Nein! das „ist ein gar zu kleiner Fisch, ihn blau zu sieden.„ Diejenigen, welche nicht französisch genug verstehen, um zu wissen, daß Poisson ein Fisch heißt, und daß mettre au bleu eine von denjenigen Arten ist, wie man die größern in Frankreich anrichtet, werden den Scherz gänzlich verlieren, welcher schwerlich von jemanden anders, als dem Könige selbst, kommen konnte. Wie er aber auch immer beschaf-

beschaffen seyn mag, so hätte man ihn doch, wenn er sonst von einem andern hergerühret, niemals für würdig geachtet, wiederholet zu werden.

Der König war nunmehr bey ihr in die Gewohnheit zu geben gekommen, welche bey ihm, so wie sie es bey vielen andern ist, eine von den Ursachen seyn mochte, daß er fortfuhr, zu geben, weil sonst ohne diese Fortsetzung, bey einigen, sonderlich geringen Personen, alle Verdienste von demjenigen, was zuvor gegeben worden, sogleich verlohren gehen. Ein Geschenk wurde also bloß der Bürge von einem andern, und zog solches nach sich. Wenn man aber die Ungleichheit seiner Verschwendungen gegen den Gegenstand betrachtete, auf welchen solche fielen! so hatten sie nothwendig mehr das Ansehen von der Schwachheit einer Liebe, als von der königlichen Tugend der Großmuth. Es war ein Fluß, der durch einen Ausguß gegossen wurde.

Seine Privatbörse war gänzlich zu ihrem Befehle, deren sie sich ohne Maaß und Gnade zu Nutze machte. Denn außer dem großen Aufwande zu der Lebensart, in welche sie ihn verwickelt hatte, zog sie auch noch solche Summen von ihm, als ihr nur beliebten, den ungebundenen Handel ungerechnet, den sie mit ihrer Gnade und ihrem Einflusse trieb, Bedienungen, Stellen, Arbeiten für den Hof und andre einträgliche Aemter und wohlthätige Ausflüsse von der königlichen Gewalt zu erlangen. Man hat behauptet, und das nicht ohne großen Schein der Wahrheit, daß sie durch diese

Mittel ein ungeheures Vermögen zusammengebracht, wovon ein Theil in den vornehmsten Banken von Europa liegen soll. Ein andrer Theil davon ist sichtbarer, weil er zu Gebäuden und Ankaufungen vielerl Länderenen angewandt wird.

Sie kaufte zu Paris einen Pallast, Hotel d'Evreux genannt, nahe bey der Thuillerie, welchen sie, als ob er gleichsam nicht gut genug für sie gewesen, niederriß und von Grunde aus fast ganz neu bauete. Dieses that den Parisern nicht wenig im Herzen weh, da sie den Pallast eines Prinzen zu dem Gebrauche einer Maitresse des Königs umkehren sahen, und zwar einer Maitresse, die so zu sagen aus den Hefen des Volks genommen worden. Als das Schild oder das Vorblatt, worauf der Name des alten Hotels geschrieben stund, herunter genommen wurde, damit das neue mit der Madame de Pompadour ihrem dahin kommen könnte: so wurden tausend Pasquille, giftige Liederchen und beißende Spöttereyen an die Mauern des Gebäudes geklebet, welche die Empfindung und Gedanken des Volks ausdruckten. So wurde auch dessen Grimm nicht wenig durch den Umstand erbittert, daß man bey dieser Gelegenheit ein großes Stück Boden, um die Gärten zu erweitern, aus dem Cours nahm; einem Orte, welcher daher so genennet wurde, weil er dem Adel und angesehenen Personen zum Spazierfahren in Kutschen diente, eben so als wie ehemals hier in London die Mode an dem Kreise in Hydepark war. Man sah solches nicht anders an, als ob es dem gemeinen

meinen Wesen gestohlen würde; und ob es gleich durch die königliche Verwilligung berechtiget wurde, so hinderte es dem Pöbel doch nicht, sich zusammen zu rotten, und die Arbeitsleute bey ihrer Arbeit anzutasten, als sie die Mauern aufführten, welche dieses weggenommene Stück einschließen sollten. Sie hätten auch damit nicht fortfahren können, wofern nicht einige Mannschaft von der Wache dahin gestellet worden, sie zu beschützen.

Sie hatte auch einen prächtigen Pallast zu Versailles an sich gebracht, nicht sowohl für sich selbst; denn sie hatte Zimmer in dem Schlosse selbst, sondern für ihr zahlreiches Gefolge.

Außerdem gab ihr der König das königliche Schloß Cressy auf ihre Lebenszeit, welches ein großes Murren unter allen Ständen des Volks über die Unanständigkeit einer solchen verkehrten Anwendung eines Stücks von den Krongütern veranlassete.

Er bauete ihr auch, auf einen plötzlichen Einfall, welchen Madame von Pompadour einmal hatte, einen schönen Sitz oder ein prächtiges Lusthaus, von seiner annehmlichen Aussicht, Bellevûe genannt, als welche eben, wie es schien, ihre Begierde erreget hatte, daselbst ein Haus zu haben, gerade auf dem Wege nach Versailles, nahe bey Seve und Meudon. Um die Gärten dabey anlegen zu können; wurden verschiedene Eigenthümer von Ländereyen auf eine despotische Art gezwungen, ihre Felder ganz wider ihren Willen und für den

dafür gesetzten Preis abzutreten. Diese Unterdrückung mußte nothwendig die Empfindlichkeit eines Volks vermehren, welches schon eben nicht sehr über die Summen vergnügt war, die bey ihr verschwendet wurden.

Die Schwierigkeit aber, die es für eine Maitresse, dem Ansehen nach, seyn muß, auf solche Art beständig zu nehmen, und ihren Liebhaber auszudrücken, ohne daß ihr das geringste Zeichen von einer eigennützigen oder Mietlingsgesinnung entfährt, diese Schwierigkeit überwand die höhere List und der erhabenere Geist der Pompadour. Da sie von Natur von einer geschmeidigen einschmeichelnden Gemüthsart bey allen denen Gaben war, welche eine gute Comödiantinn, kurz, eine feine geschickte Person für einen Hof machen können: so kostete ihr ein jeder Charakter, den sie nur vorzustellen wählete, zu wenig Mühe gegen die Mühe zu entdecken, daß solcher nichts weiter, als vorgestellet sey. Ihr Kunstgriff war viel zu fein, als daß er seine Wirkungen dadurch zernichten sollte, daß er sich sehen ließe. Ohne daß sie irgend etwas zu fordern schien, erhielt sie alles. Niemals ist das Spiel der Uneigennützigkeit, wohl zu verstehen, ohne Nachtheil des Eigennutzes, besser gespielet worden. Wenn aber ihre Liebe gegen den König nicht erdichtet, oder wenigstens von ihr nicht gar zu sehr vergrößert gewesen: so wurde sie doch mit mehrerm Rechte einer Niederträchtigkeit beschuldiget, welche der Leidenschaft unbekannt ist, wenn sie wirklich ist, nämlich daß sie die Person, die sie liebte, unter un-

barm-

barmherzige Contributionen setzte, außer dem, daß sie sich seiner Schwachheit zu Nutze machte, Dinge von ihm zu erhalten, welche seinem Ruhme nothwendig schaden mußten. Sie hatte zur Entschuldigung einer so groben Ungereimtheit niemals Unwissenheit vorzuwenden. Sie mußte die Beschaffenheit ihrer eigenen Bewegungsgründe nothwendig einsehen; und die laute Stimme des Volks, welche ihr nicht anders, als zu Ohren kommen konnte, mußte ihr nothwendig von allen dem Schaden gesaget haben, den sie ihm that, wenn man auch von ihr vermuthen konnte, daß sie es nicht gewußt hätte. Sie hatte aber, wie es schien, nicht mehr Zartheit, als gerade die Oberfläche, welche zur Erhaltung des Scheins, daß es ihr im Grunde nicht daran fehlte, nöthig war; noch irgend eine Liebe, welche sich zwischen die Erreichung dererjenigen Absichten bey dem Könige legen konnte, welche sie vielleicht niemals möchte erreichet haben, wenn solche aufrichtiger gewesen wäre, und ihr daher weniger Freyheit des Gemüths zur Anwendung der List gelassen hätte. Lauter Empfindung und Liebe für seine Person waren die Verkleidung, die von ihr gebraucht wurde; welche Verkleidung, so alt und abgenutzt sie auch ist, dennoch selten, wegen der Eigenliebe derjenigen Person fehlschlägt, bey der sie gebraucht wird, da sie den Selbstbetrug auf halben Wege antrifft. Könige sind vor allen andern Menschen dieser Verblendung unterworfen. Man sollte denken, sie wären nur gebohren, sich von allen Arten der Schmeicheley, so wohl von ihrer

eigenen, als anderer ihrer, zum Besten haben und bethören zu lassen. In dem Puncte der Liebe vornehmlich ist nichts, worauf sie so eifersüchtig sind, als auf ihren Rang, da sie dessen glücklichen Erfolg mit ihren persönlichen Verdiensten theilen; und in nichts können sie so vortrefflich hintergangen werden.

Der König fuhr gleichwohl fort, sich mit Madame von Pompadour mehr und mehr zu verstricken, nicht allein aus Gewohnheit, sondern durch die Gnadenbezeugungen, womit er sie überhäufte, und welche nach der gewöhnlichen Wirkung der Gnadenbezeugungen, an des Gebers Seite, sie ihm immer lieber und werther machten. Versailles ist, wie ein jeder weis, einer von den prächtigsten Pallästen in Europa, nach Verhältniß aber am wenigsten zu bewohnen, gleich als wenn dessen Pracht nicht anders als auf Kosten seiner Bequemlichkeit hätte bestehen können. Nichts kann weniger bequem ersonnen seyn, als die Vertheilung der Zimmer, an welchen daselbst auch ein großer Mangel ist. Die Königinn und die Töchter von Frankreich wohnen allda selbst nicht geräumig genug; und die vornehmsten Hofbedienten müssen sich in diesem Stücke elend behelfen; indem einige davon gezwungen sind, in Zwischenstockwerke (Entre soles) zu ziehen, die schwerlich etwas besser sind, als Dachkammern. Der Madame von Pompadour Zimmer aber sind kaum geringer, als des Königs selbst seine, und unten auf dem Boden gerade unter seinen. Sein Schlafzimmer geht unmittelbar in ihres durch eine verborgene heimliche Treppe,

pe, so daß sie zu einander kommen können, ohne daß sie erst durch ein andres Zimmer gehen dürfen.

Solche hohe Merkmaale des Vorzuges und Ansehens, nebst einer so ungebundenen Verschwendung mußten inzwischen der Person, welcher sie erwiesen wurden, nothwendig eine Anzahl von Feinden erwecken. Der Neid allein würde an einem Hofe diese Wirkung gethan haben, und vielleicht noch stärker, wenn die Verdienste der Person etwas beygetragen hätten, dessen Gift zu vermehren. Bey dieser Gelegenheit aber waren viele Bewegungsgründe zum Mißvergnügen, die man gar wohl gestehen konnte. War gleich das Aergerniß an einem Hofe, welcher solcher Beyspiele schon gewohnt ist, eben nicht groß: so konnten doch das unedle Herkommen und die übermäßigen Gnadenbezeugungen, welche über eine so unbekannte niedrige Familie ausgeschüttet wurden, nichts anders, als viele aufbringen und ungehalten machen; keine aber mehr als die eifrigsten Getreuen, die dem Könige wohl wollten. So gar die abgeschmackte Heerde von Höflingen, welche kaum ihre Meynung die ihrige nennen dürfen, da sie als Sclaven einem Herrn unterworfen sind, von dem sie Befehl erhalten, wie solche seyn soll, fand ihren Stolz, der doch bey der äußersten Niederträchtigkeit so gut bestehen kann, dadurch beleidiget, daß sie zu den Füßen eines Phantasiegeschöpfes kriechen sollte, welches noch vor kurzem so weit unter ihr war. Weil sie gleichwohl sich nicht getraueten, frey zu reden: so rächeten sie sich wegen des Zwanges durch Verdoppelung ihrer heimlichen

Verabscheuung und Verachtung ihrer und ihrer ganzen edlen Familie, die ihr nachschleppte. Kurz, das Misvergnügen war allgemein, und Madame von Pompadour wäre selbst in der Kindheit ihrer Macht, und bevor noch ihre Gewalt befestigt war, als sie seit dem gewesen ist, beynahe das Opfer des aufsteigenden Sturms geworden. Weil die Gelegenheit überaus sonderbar war, und zu der Zeit ein großes Lärmen machte: so kann es nicht undienlich seyn, die Umstände davon allhier anzuführen.

Es fand sich eine gewisse Madame Sauve, die Frau eines Schreibers in der Expedition des Herrn d'Argenson, Kriegssecretärs. Sie stund in Bedienung unter Madame von Allard, der Hofmeisterinn bey dem Herzoge von Burgund, des Dauphins ältestem Sohne, welcher damals noch ein junges Kind war.

An einem besondern Tage, da dieser junge Prinz dem Volke solte gezeigt werden, welches in großer Menge hinzu lief, ihn zu sehen, hatte diese Madame Sauve die Aufwartung. Das Kind wurde in einer Wiege innerhalb eines Geländers gesetzet, um es vor der Unbequemlichkeit oder der Gefahr des Gedränges von dem Volke zu verwahren, welches gar zu dicht auf dasselbe zudrang. So bald als das Zimmer leer war, näherte sich Madame Sauve der Wiege, und that, als sie den Prinzen heraus nahm, einen großen Schrey, welcher durch ein versiegeltes Paquet veranlasset wurde, das sie, ihrer Aussage nach, daselbst fand.

Es war an den König gerichtet; und nachdem es der Hofmeisterinn, Madame von Allard, überliefert worden, so trug sie solches sogleich unmittelbar zu ihm. Bey Eröffnung desselben fand man einige Körner Getraide darinnen, welches auf den damals herrschenden Kornmangel zielte; und einen Brief voller bittern Beschwerden über den König wegen seiner schlechten Regierung und seiner ärgerlichen Lebensart mit der Pompadour; nicht ohne Drohungen mit einem andern Ravaillac so gar, wofern er nicht seine Aufführung änderte und mehr Sorge für sein Volk trüge.

Der König wurde hierdurch sehr aufgebracht; und zwar ärgerte er sich nicht sowohl über den Innhalt des Briefes selbst, als vielmehr über die Art und Weise, wie ihm solcher in die Hände gespielet worden.

Die Pompadour wußte, daß sie von dem Herrn d'Argenson unter andern verabscheuet wurde. Er war so sorglos gewesen, daß er seine Gedanken von ihr nicht verhehlet hatte, oder vielmehr so offenherzig in Erklärung derselben, daß es ein Wunder war, wie er seine Stelle behalten konnte, als ob es zum Trotze ihrer Gewalt bey dem Könige geschähe. Ihr Verdacht fiel also den Augenblick auf ihn, welches sie dem Könige zu eröffnen nicht ermangelte. Es fehlte auch nicht an Umständen, solches glaublich zu machen. Argensons Feindschaft gegen sie war offenbar. Madame Sauve war nicht allein die Frau eines von seinen Schreibern, sondern auch von dem Verdachte, daß

sie

sie seine Maitresse wäre. Kurz, sie bewegte den König zu glauben, er wäre auf den Grund dieses Geheimnisses gekommen, daß er auch Anzeigen von der heftigsten Empfindlichkeit wider d'Argenson ausstieß.

Allein, eben die Erregung dieses Verdachts wider einen Minister in solchem hohen Ansehn wäre ihrer eignen Gnade bald schädlich geworden. Die Königinn, die Staatsbedienten, fast der ganze Hof, kurz, alles nahm Partey wider sie. Es war nur ein einziges Geschrey bey ihnen, daß die ganze Sache eine bloße angestellte List von ihr selbst wäre, welche durch einen von ihren unbekannten Agenten ausgeführet worden und nun auf einen Mann geschoben würde, der keine Schuld hätte; wenn das eine könnte genannt werden, daß man nicht besser von ihr dächte, als sie verdienete. Der König selbst wurde bey aller seiner Parteylichkeit gegen sie, durch das einmüthige und heftige Geschrey wider sie wankend gemacht.

Madame Sauve, welche das Paquet gefunden hatte, oder vorgab, es gefunden zu haben, war scharf und genau befragt worden. Ihre Antworten hatten nur die Sache noch verworrner gemacht. Da sie gefragt worden, wie es möglich wäre, daß eine solche Sache in eine Wiege hätte können gebracht werden, die durch ein Geländer beschützet worden, an dessen Seite inwendig sie selbst nahe dabey gestanden hätte; ohne die Person zu bemerken oder zu sehen: so antwortete sie, sie hätte in dem Augenblicke, da sie vermuthete, daß das Pa-

quet

quet wäre eingeschoben worden, gefühlet, daß ihre Hand gedrückt würde, sie hätte aber bey einem so großen Zulaufe solches bloß als eine Sache von irgend einer Person gehalten, die sich gern so nahe, als möglich, zu der Wiege hätte machen wollen, oder auch vielleicht wider Willen an sie gestoßen, und nach etwas gegriffen, sich zu halten; und wenn sie auch etwas außerordentliches dabey hätten sollen befürchtet haben, so wäre die Bewegung so schnell, und das Gedränge des Volks so abwechselnd gewesen, daß sie weder Personen noch Gesichter hättte unterscheiden können.

Hierwider wurde ihr eingewandt, daß ein so seltsamer Umstand, als der, daß ihr die Hand gedrücket worden, sie nicht genug hätte beunruhigen können, den Augenblick zu rufen, welches sie gleichwohl doch nicht gethan zu haben schien, wenn sie auch nicht die Gegenwart des Geistes gehabt hätte, die Person zu unterscheiden, und die Wache herbey zu rufen, solche in Sicherheit zu bringen.

Gleichwohl möchte dieses noch hingegangen seyn, wenn ihr darauf folgendes Betragen den aufsteigenden Argwohn nicht verstärket hätte, daß sie in der Sache mit begriffen wäre. In eben der Nacht des Tages, an welchem dieser Zufall sich eräugnet hatte, sagte sie zu ihrer Magd, als sie zu Bette gehen wollte, sie wäre versichert, es würde die Person, welche das Paquet in die Wiege gesteckt hätte, nicht eher ruhen, als bis sie ihr das Leben genommen, weil solche in Furcht stehen könnte, sie möchte dieselbe zu

einer oder der andern Zeit wieder kennen und gefangen nehmen lassen; sie wollte ihr aber die Unruhe, sie aus dem Wege zu räumen und sich selbst alle fernere Furcht und Angst deswegen dadurch ersparen, daß sie Gift einnehmen wollte. Die Magd sagte alles, was sie nur für dienlich erachtete, ihr einen so wilden und ohne Ursache gefaßten Vorsatz auszureden; und Madame Sauve gab vor, daß sie solchen hätte fahren lassen. So bald aber die Magd von ihr weggegangen war: so schluckte sie einiges Gift hinter, aber nicht in einer hinlänglichen Dosi, ihr den Tod zu bringen, welches auch in der That nicht ihre Absicht gewesen zu seyn schien.

Was für Gift sie aber nur immer mochte genommen haben: so hatte doch solches einige Wirkung. Sie ächzte und schrie, so daß die Magd wieder zurück kam, welche, da sie fand, was ihre Frau gethan hatte, das ganze Haus mit ihrem Geschrey rege machte. Hierauf wurde sogleich nach gehörigen Hülfsmitteln geschickt, und ihr Gegengift genug eingegeben, die Wirkung von mehrerm, als sie wirklich eingenommen hatte, zu zernichten. Wegen ihres Lebens war also weiter keine Gefahr zu befürchten. Es erschien aber aus diesem allem so etwas übertriebenes, so viel von bloßen Geberdungen, daß der Argwohn wider sie stärker wurde. Sie ward folglich gefangen genommen und in die Bastille geschickt, aus der sie niemals wieder herausgekommen ist. Man weis auch nicht, was für Befragungen sie in diesem Gefängnisse für Staatsverbrecher ausgestanden hat, was für Marter angewandt, was für Entdeckungen

gemacht, und ob sie in geheim hingerichtet worden oder nicht. So viel ist gewiß, daß man seit dem nichts weiter von ihr gehöret hat.

Ihr Ehemann Sauve war, auf die erste Nachricht von ihrer Gefangennehmung, ausgetreten, kam aber nach einiger Zeit wieder zurück, nachdem er sattsam genug gerechtfertiget war. Man kann aber doch gewiß vermuthen, daß d'Argenson gänzlich unschuldig gewesen, weil die Wolke, die über seinem Kopfe geschwebet, sich sogleich verzogen hatte, und er selbst, wenigstens dem Anscheine nach, wieder in das vorige Vertrauen des Königs gesetzet war.

Wenn aber die Pompadour auf irgend einige Art schuldig war, wie es denn vielleicht eine gar zu weit getriebene Muthmaßung seyn möchte, die nur zu ihrem Nachtheile unterstützet würde, wenn man setzen wollte, sie wäre schuldig gewesen: so könnte die Vertuschung des Processes wider die Sauve und daß sie selbst noch immer in Gnaden blieb, nur bloß der ungeheuren Gewalt zugeschrieben werden, welche sie über den König erhalten hatte, der sie daher nicht gern bloß stellen oder strafen mochte, und nicht die Macht hatte, sie aufzugeben. Eine solche Schwachheit aber ist gleichwohl so unglaublich, vornehmlich weil sie mit so vieler Ungerechtigkeit verbunden seyn mußte, daß einer weit lieber geneigt seyn würde, bey dieser Gelegenheit die Pompadour für unschuldig an dem ihr aufgebürdeten Anschlage zu halten.

Weil aber dieser Sturm sie nur bloß erschüttert hatte, um sie desto stärker zu befestigen: so war dessen Stoß nicht so bald vorüber, als der König weit

mehr

mehr von ihr eingenommen zu seyn schien, als noch jemals. Es wurde dem Hofe der weite Umfang ihres Einflusses bald zu verstehen gegeben. Sie allein konnte in dieser Himmelsgegend heiteres oder trübes Wetter machen. Keine Uebertretung wurde schärfer geahndet, als das geringste Zeichen von einiger Hintansetzung der Ehrerbiethung gegen das Frauenzimmer, welches der König zu ehren ein Vergnügen hatte.

Sie hatte also mehr als eine gemeine Ursache, zu frohlocken und sich selbst Glück zu wünschen, daß sie die Eroberung des Königs durch ihre gemachte Entdeckung des einzigen kräftigen Weges, den sie hatte, solche zu erhalten, auf einen festen Fuß gesetzet hätte.

Es ist sehr zu bedauren, daß zur Ruhe und Glückseligkeit der menschlichen Gesellschaft, ihr Geheimniß nicht gemeiner in der Ausübung seyn soll, als es ist, nur daß es nicht, wie bey ihr, gemißbrauchet werden müßte. Was für einer Gefahr die Mannspersonen dadurch auch nur ausgesetzet seyn möchten: so würden die Frauenspersonen dennoch nothwendig dadurch gewinnen, und dessen Wirkungen nicht fehl schlagen, wenn sie solches wirklich könnten. Dieses Geheimniß war demnach kein anders, als daß sie des Königs Sinn traf, und sich geflissentlich darnach richtete, wodurch sie denn machte, daß er ein größeres Vergnügen in ihrer Gesellschaft, als mit einer andern, oder irgend sonst wo fand. Es werden weder große Schönheit noch großer Witz so sehr erfordert, sich dieses Puncts zu versichern, als vielmehr Klugheit, der Gefälligkeit denjenigen eigennützigen Geist

auf-

aufzuopfern, von welchem, und das am allermeisten in Lappereyen, in kleinen Eigensinnigkeiten und einfältigen Leidenschaften, eines seine eigne Genugthuung und Willfahrung des andern seiner vorgezogen wird. Eine solche Aufopferung aber kann am öftersten versichert seyn, daß sie mit beständigern und größern Vortheilen vergolten wird, als das, was man gemeiniglich nennet und noch gemeiniglicher ausübet, man wolle seinen eignen Kopf haben.

Von der Richtigkeit dieser Lehre war die Pompadour dadurch, daß sie solcher in der Ausübung angehangen, in den Stand gesetzt worden, sich einer siegreichen Erfahrung zu rühmen. Sie hatte noch nicht viele Jahre mit dem Konige als seine Maitresse, in dem allerweitläuftigsten Verstande des Worts, gelebt, als sie unfähig gemacht war, dasjenige zu thun, was insgemein für die allerwesentlichste Verrichtung derselben gehalten wird. Es hatte sie eine weibliche Unordnung mit solcher Stärke befallen, daß der König gezwungen war, sich von aller vertrauten und geheimen Näherung zu ihr, auf das Gutachten seiner Aerzte, zu enthalten, welche ihm vorstellten, daß solche nicht ohne Gefahr für seine Gesundheit seyn könnte. So schwer als es dem Könige auch fallen mochte, sich von ihren Umarmungen zu entwöhnen: so konnte doch gleichwohl keine Beständigkeit der Begierde wider diese doppelte Erkältung von ihrer persönlichen Unpäßlichkeit und von der Furcht vor deren Folgen bey ihm selbst, die Probe aushalten.

In dieser kritischen Verfassung geschah es, daß die Pompadour darüber frohlocken konnte, daß sie

nicht bloß auf etwas so vergängliches getrauet hatte, als die Reizungen ihrer Person waren. Sie konnte nunmehr die Früchte davon einerndten, daß sie Sorge getragen hatte, ihren Gefangnen durch eine solche Menge von Ketten sicher zu halten, daß selbst die Zerreißung einer so großen ihn nicht wieder in seine Freyheit setzen konnte. Der ganze Hof, und nicht unwahrscheinlicher Weise sie selbst, war erstaunet, da man sah, daß sie den Besitz des Königs in solchen Umständen behalten konnte, die so geschickt waren, ihm Kaltsinn und Ekel vor ihr beyzubringen. Gleichwohl mochten viele Bewegungsgründe zusammen kommen, ihn fest zu halten; seine vorzüglich herrschende Leidenschaft zum Zeitvertreibe, welcher durch niemand so gut gewillfahret werden konnte, als durch sie: der alte Kreis bey Prinzen, da Gnade Geschenke, diese Geschenke noch größre Gnade, diese Gnade wieder mehrere Geschenke, und so weiter bis zu Ende des Kapitels, zeugen; die Gewohnheit; der Widersprechungsgeist, da man eine Art von Freude darinnen findet, daß man die Schlüsse vieler Leute zu Schanden machen kann; das Sonderbare bey der Sache; und vor allem vielleicht der falsche Stolz des menschlichen Herzens, der so oft eine Beharrlichkeit in dem Irrthume ausbrütet, weil die Entsagung desselben zugleich ein Geständniß desselben in sich schließt, da es doch so einfältig ist, ernstlich dadurch beleidiget zu werden. Alle diese Schwachheiten, denn das sind sie insgesammt, zusammen genommen, konnten wohl, ohne gar zu große Ursache sich darüber zu verwundern, davon angegeben werden, daß

er

er nicht Stärke genug hatte, sich los zu reißen. Keine Anzeigen von einer Nachlassung verriethen einen solchen Vorsatz. Vielmehr schien er Gegentheils mehr gefesselt, als jemals.

Herr von Maurepas, welcher unter andern von diesem Zufalle bey ihrer Person vermuthet hatte, daß solches seine wahrscheinlichste Wirkung haben würde, war eines von den ersten Schlachtopfern dieser Meynung. Er war nicht nur einer von den Staatsministern, sondern auch einer von denen, die in den größten Gnaden stunden; indem er so zu sagen, mit dem Könige auferzogen und zur Verwaltung der Geschäffte genommen worden, ehe er kaum noch mündig war. Bey einer gewissen Feyerlichkeit hatte die Pompadour dem Könige ihr Compliment mit einem Strauße von weißen Rosen gemacht. Dieser Umstand wurde unter andern Neuigkeiten des Tages dem Herrn von Mourepas bey seinem Ankleiden erzählet. Er lachte darüber und sagte: „Er „hätte niemals anders gedacht, als das sie zu „einer oder der andern Zeit Seiner Majestät ein „Geschenk mit weißen Blumen machen würde.„ Ob nun gleich diese Anspielung bis zur Unanständigkeit grob war; so wurde sie dennoch von einigen, die sich gegenwärtig befanden, begierig aufgefangen, und bald durch den ganzen Hof wieder nachgebetet. Der Gedanke wurde in Verse gebracht und die Zeilen dem Herrn von Maurepas beygemessen. Keine Beschimpfung hätte der Pompadour empfindlicher, oder persönlicher seyn können, welche dadurch über die Maaßen erzürnet wurde, und Einfluß genug

bey dem Könige hatte, ihn zu bewegen, daß er ihrer Empfindlichkeit beytrat.

Maurepas verlohr auf einmal beydes, Bedienung und Gnade, und höchst wahrscheinlich auf immer; indem kein Stück von des Königs Charakter fester gsetzet ist, als daß er niemals wieder zu denen zurückkehret, die er einmal verlassen hat. Chauvelin, ein sehr fähiger Minister, den er nur bloß aus Gefälligkeit gegen den Cardinal Fleury abgedanket hatte, wiewohl er eine große Hochachtung für ihn hegte, war vorher schon ein Beyspiel von dieser seiner Unbiegsamkeit gewesen. So gar Chauvelins deutliche Darthuung selbst nachher, daß er Recht gehabt hätte, konnte ihm die Zurückrufung von seiner Ungnade nicht verschaffen.

Weil es aber nöthig war, einem so gewaltigen Verfahren, als die Absetzung des Herrn von Maurepas war, einigen Anstrich zu geben, und der wahre Bewegungsgrund dazu sich nicht füglich konnte erzählen lassen: so nahm man einige Veruntreuung und Vernachläßigung in seiner Bedienung bey dem Seedepartemente zum Vorwande. Das Volk aber, welches zuließ, daß etwas Wahres bey der Beschuldigung seyn konnte, hatte nur mehr Unwillen darüber, daß so gute Gründe diese Erlassung nicht hervorgebracht hatten, sondern solche zu einem Complimente für der Pompadour Privathaß und Feindseligkeit aufgehoben worden. So wahr ist es auch, daß Personen an Höfen nicht so oft die Schlachtopfer ihrer Laster, als ihrer Tugenden sind, und ein Haß gegen die Pompadour wurde für eine gehalten.

Dieses war aber nicht das einzige unter vielen Beyspielen von der Gefahr, sie zu beleidigen. Herr de Resselier, ein Maltheserritter und Officier unter der Garde, hatte vier giftige Zeilen geschrieben, die von ihr handelten, worinnen er des Königs Schwachheit gegen sie so wenig geschonet hatte, daß man wahrscheinlich genug behaupten konnte, er sey als Verfasser derselben eben so gut deswegen, daß er Seine Majestät, als Seiner Majestät Maitresse, angegriffen hätte, bestraft worden; hätte sich nicht der König selbst öffentlich ein Verdienst daraus gegen sie gemacht, daß er bey dieser Gelegenheit nur bloß sie rächete. Der Innhalt von diesen vier Zeilen war, „daß ein König, der sich so weit herunter lassen könn„te, daß er die allergeringste Person auf der Welt „heraussuchte, seine Zuneigung auf sie zu wenden, „zu weiter nichts, als Niederträchtigkeiten, fähig „seyn könnte..„

Da der Verdacht sehr stark auf den Ritter Resselier fiel, daß er wohl der Urheber davon seyn möchte: so wurde zu einer Zeit, da er nicht zu Hause war, eine Wache nach seiner Wohnung geschickt, welche denn, bey Durchsuchung derselben, den beschmierten Originalentwurf fand, worinnen hier und da ausgestrichen und mit seiner eigenen Hand geändert war, welches denn bewies, daß er die Zeilen verfertiget hatte. Wäre daselbst nur eine reine Abschrift, obgleich von seiner eignen Hand, gefunden worden: so würde solches kein Beweis gewesen seyn, weil er hätte vorwenden können, es wäre solche nur bloß eine Abschrift, oder aus dem Kopfe hingeschrieben

 worden.

worden. Da man diesen Beweis hatte: so wurde er zu dem eisernen Käfichte in Mont St. Michel auf Lebenslang verdammet; welches ein viel härter Urtheilsspruch, als das Todesurtheil war. Denn dieser Käficht ist ein Platz, worinnen der Gefangene weder aufgerichtet stehen, noch seiner Länge nach ganz ausgestrecket liegen kann, so daß ihm keine andere Stellung weiter gelassen ist, als daß er sitzen muß.

In diesem beschwerlichen Zustande wurde er sieben Jahre lang gehalten, und bekam darauf keine andere Milderung, als welche auf Fürsprache des Maltheserordens für ihn ausgewirket wurde, da er in das enge Gefängniß auf dem Schlosse Pierre en Cise gebracht ward, wo er doch gleichwohl den freyen Gebrauch seiner Gliedmaßen hatte. Hier war er nicht gar lange gewesen, als die Pompadour, welche gar wohl mit dem zufrieden seyn konnte, was er erlitten hatte, sich warlich! einmal aus der Großmuth eine Ehre machte, und ihm seine Loslassung verschaffte, mit der Erlaubniß, wieder nach Maltha zurück zu gehen. Seine Bedienung bey der Armee gieng verlohren. Es wird gesaget, er habe vorher, ehe er noch das Königreich verlassen, der Pompadour aufgewartet, um sich bey ihr zu bedanken; welcher Schritt, wenn er ihn gethan hätte, ihn fast des Mitleidens berauben würde, welches er durch alles, was er ausgestanden, erreget hat.

Ob nun aber gleich Madame de Pompadour auf diese Art in einem recht materialischen Verstande ein Invalide und zu des Königs Kammerdiensten unfähig geworden war: so war sie doch nicht vermögend,

mögend, wie es schien, ihr selbst die Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, auf den König nicht eifersüchtig zu seyn. Der geringste Schein oder das kleinste Ansehen bey ihm, daß ihm ein anderes Frauenzimmer gefiel, machte ihr die größte Unruhe, ob sie sich gleich Mühe gab, solche vor ihm zu verhehlen.

Als Madame Brionne das erstemal nach Hofe kam, und man sich einbildete, daß es nicht ganz ohne Absicht, dem Könige zu gefallen, geschähe: so konnte er seine Augen nicht von ihr zurückhalten, und sagte mit einiger Bewegung bey der Abendtafel, in Gegenwart der Pompadour, er glaubte nicht, daß er jemals ein schöner Frauenzimmer gesehen hätte. Dieses beunruhigte sie, und um den Folgen davon bey Zeiten vorzubeugen, ließ sie es dem Prinzen Carl von Lothringen (nicht des Kaisers Bruder) unter der Hand stecken, was für Gefahr wegen der Tugend der Gemahlinn seines Neffen, des Herrn von Brionne, daselbst zu befürchten stünde. Der Prinz, welcher einer von den alten Rigoristen in dem Puncte, was die Ehre betraf, war, ließ sich keinen Augenblick eher Ruhe, als bis er es so eingefädelt hatte, daß sein Neffe sogleich die Madame de Brionne in aller Eil vom Hofe wegführte.

Unterdessen war die Pompadour nicht zufrieden, daß sie mit aller der Raubgierigkeit, die dem Stande so natürlich ist, aus welchem sie, als die Frau eines Finanzpachters, war genommen worden, Schätze sammlete, sondern fieng auch jeden Tag mehr und mehr an, die Niederträchtigkeit ihres Herkommens durch gerade eben den Stolz und die Eitelkeit zu ver-

verrathen, welche solche so sehr kenntlich machen. Bey zu vielem Verstande, als daß sie nicht alles das wissen sollte, was wider sie war, hatte sie gleichwohl nicht genug, einzusehen, daß der Charakter einer Maitresse des Königs, welcher nichts verbesserte, nur eine jede Sache, die wider sie war, landkündiger machte. Sie sah nicht, daß alle Mühe, die sie anwenden würde, sich zu einer Höhe zu schwingen, welche über die Verachtung war, sie nur bloß zu einem Zeichen machen würde, welches mehr dazu einlüde. Diese Betrachtungen waren entweder für sie zu hoch, oder wurden auch der natürlichen angebohrnen Kleinigkeit ihrer Leidenschaften untergeben.

Es würde kein Ende haben, wenn man hier alle die Beyspiele von ihrem Hochmuthe hervorbringen wollte, welcher so oft den geheimen Spott und Hohn des Hofes, aber keiner Personen mehr, als dererjenigen reizte, die sich durch ihre hofmäßigste Gefälligkeit darnach bequemten. Einige wenige von denen, die am hellsten in die Augen leuchten, mögen genug seyn.

Zum Beweise des hohen Begriffs, den sie von sich und von ihrer Würde unterhalten wissen wollte, so war es ein Stück von dem Ceremonielle, das sie sich anmaßte, daß sie keinen Stuhl oder Sessel, ausser ihrem eignen Lehnstuhle, in ihrem Putzzimmer litt, wo sie Gesellschaft annahm, wenn sie an ihrer Toilette saß. Aus besondrer Gnade, in der That, wurde noch, wenn seine Majestät ihr die Ehre thaten, sie zu besuchen, ein andrer für ihn hingesetzt. Oder wenn Prinzen vom Geblüte, Cardinäle, oder

sonst einige von denen sehr hohen Personen kamen, von denen sie in der That nicht wohl hoffen konnte, daß sie eine solche Begegnung, als die war, wenn sie dieselben sitzend empfienge, ohne ihnen einen Stuhl anzubieten, ungeahndet würden hingehen lassen, so beliebte sie, dieselben stehend anzunehmen, und sich nicht eher zu setzen, als bis sie wieder weg waren.

Der Marquis von Souvre aber, welcher nicht, wie es schien, einer von diesem ausgenommenen Range war, setzte sich gleichwohl, als er ihr bey ihrer Toilette aufwartete, ganz vertraulich auf eine von den Ellbogenlehnen ihres Stuhls, da er sonst keinen Stuhl zu seiner Bequemlichkeit fand, und fuhr also hockend an der Seite neben ihr in dem Gespräche fort, ob sie gleich die ganze Zeit über in ihrem Herzen lauter Galle und Eifer kochte. Diese unerhörte Beschimpfung, wia sie es auslegte, klagte sie sogleich dem Könige, welcher die erste bequeme Gelegenheit ergrief, den Marquies deswegen zur Rede zu setzen. „Bey meiner Seele, sagte „er, ich war verteufelt müde, und da ich sonst nichts „sah, wo ich mich niedersetzen konnte, so behalf ich „mich, so gut ich immer konnte.„ Die Cavaliermäßige Art seiner Entschuldigung machte, daß der König lachte; und da er eine Art von privilegirten Lieblingen war, so hinderte solches, daß nichts weiter aus der Sache gemacht wurde. Denn sonst möchte er mit seinem Schaden gelernet haben, was es hieße, auf der Ellenbogenlehne von der Pompadour Stuhle sitzen.

Sie wollte wie eine große Prinzeßinn thun, und einen Edelmann zu ihrer Aufwartung haben. In dieser Bedienung hielt sie sich einen Edelmann aus einer von den besten und ältesten Familien in Guienne, Namens Dinville. Dieses machte die Welt irre, zu entscheiden, welches größer war, ihr Uebermuth oder seine Niederträchtigkeit.

Sie hatte in ihren Diensten einen gewissen Collin, eine Art von Hofmeister oder Küchenschreiber, von welchem sie nicht glaubte, daß er Ansehen genug hätte, ihr als solcher aufzuwarten, so lange seine Person nicht mit einem Orden geschmückt wäre. Ein solcher Einfall würde wenigen wirklich gebohrnen Prinzeßinnen in den Kopf gekommen seyn. Diesen Punkt führte sie sogleich durch ihr Ansehen bey dem Könige aus, daß sie ihn zu einem von den Rechnungsführern bey dem königlichen und Militär-Orden St. Ludwigs machen ließ.

Diese Stiftung war besonders für diejenigen Officiers bestimmt, welche mit Vorzug bey der Armee oder auf den Schiffen dienen, oder sich ein gewisses Recht dazu von ihrem Alter in diesem Diensten erwerben sollten. Collin, den man niemals anders, als einen Hausbedienten kannte, konnte folglich nicht die geringste Eigenschaft darzu haben. Ob ihn nun auch gleich dieses Amt eines Rechnungsführers zwar in der That nicht zu einem Ritter St. Ludwigs machte: so hatte es doch eben die Kraft, daß es ihm das Recht gab, das Kreuz und die Zeichen dieses Ordens zu tragen. Sie konnte also, allem Scheine nach, und bey der Madame de Pompadour

padour galt der Schein wenigstens allezeit eben so viel, als die Wirklichkeit, hinter ihrem Stuhle einen Ritter von St. Ludwig mit seinem baumelnden Kreuze und einer Serviette unter seinem Arme stehen haben. Wenn sie eine Verachtung gegen den Orden gefasset oder gedacht hätte, ihn durch eine solche Verunehrung zu verspotten: so war es kein übler Weg, solches zu bewirken, eben so wie die französische Regierung ehemals, um die Mode abzuschaffen, Calicoe oder indianische Leinwand zu tragen, befahl, es sollte der Henker solche tragen, wenn er jemand an den Galgen hienge.

Da ihr Hochmuth mit ihrer Gnade immer zunahm: so wollte ihr nichts mehr hinlänglich seyn, als die Ehrenbezeugungen des Louvre zu haben. Diese bestehen vornehmlich in dem Vorrechte, einen Sessel oder Stuhl zu haben, in der Königinn Gegenwart zu sitzen, und darinnen, daß man ihr vorgestellet wird, um von ihr umarmet zu werden, welches die Einweihungsceremonie ist.

Es war nicht sehr wohl anständig für die Pompadour, dieses zu fordern, wenn man betrachtete, in was für einem Ansehen sie bey der Königinn stehen mußte, welche sich gleichwohl, nach ihrer unumschränkten Gefälligkeit gegen den König, wenig oder gar nicht dawider setzte. Selbst die Etiquette oder Förmlichkeiten des Hofes, welche in der That diesen Vorzug selten jemanden anders, als den Herzoginnen zugestehen, wichen der höhern Gnade der Candidatinn, deren Anspruch über dieses durch das vorhergehende Beyspiel der Madame

De

de Montespan, Ludwigs des XIVden Maitresse, etwas berechtiget wurde, welche dergleichen erhalten hatte. Es wurde auch zur Milderung des Einwurfs wider ihren Charakter angeführet, daß sie nicht weiter in einer strafbaren Vertraulichkeit mit dem Könige lebte, und da sein Umgang mit ihr nunmehr zu einer bloß platonischen Liebe und Freundschaft gekommen wäre, so hörte alle Ursache von der Art zu ihrer Ausschließung auf. Es war keiner so unhöflich, daß er gedachte, wie alle diese Unschuld nicht freywillig wäre, weil solches die Gründe zu ihrem Besten auch nicht sehr würde verstärket haben.

Dem ungeachtet kam der Triumph nicht ganz rein und unvermischt zu ihr. Mitten unter demselben traf sie eine von denen Kränkungen an, welchen die Eitelkeit so sehr unterworfen ist, und welche, vornehmlich an einem Hofe, unendliche Freude erregen, wenn sie sich ereignen.

Bey dem Fortgange der Ceremonie wurde sie dem Dauphin vorgestellet, um von ihm umarmet zu werden. Der Dauphin, welcher sich ganz natürlicher Weise verabscheute, steckte, als er ihr die eine Seite von seinem Gesichte reichte, solches zu küssen, auf der andern Seite seine Zunge heraus und winkte mit seinen Augen. Es war der Pompadour nicht möglich, solches zu sehen: es wurde ihr aber bald darnach erzählet. Sie hätte vor Wuth zerspringen mögen, und lief in vollen Grimme zum Könige, welchem sie diese ihre Begegnung mit allen den lebhaften Farben abschilderte, die ihr nur immer

ner ihr aufgebrachtes Gemüth eingeben konnte. Den Beschluß machte sie damit, daß sie zu verstehen gab, sie wäre entschlossen, viel eher den Hof zu verlassen, als länger an demselben zu bleiben, und solchen unerträglichen Beschimpfungen ausgesetzet zu seyn.

Der König wurde über seines Sohnes Verfahren erzürnet, welches er als eine Hintansetzung der Ehrerbietung gegen ihn selbst auslegte, und trat ihrer Rache bey. Den andern Tag, als sich der Dauphin anschickte, ihm seine Schuldigkeit durch einen Morgenbesuch zu bezeugen, erhielt er Befehl, sich nach seinem Schlosse zu Meudon zu begeben. Hierauf schlugen sich die Königinn, din Minister und eine Anzahl von Hofleuten ins Mittel: dem ungeachtet wollte der König von keiner Fürsprache wegen einer Versöhnung etwas hören, als unter der Bedingung, es sollte der Dauphin in Person zu der Pompadour gehen und in voller Versammlung sein Verfahren läugnen. Er unterwarf sich und that ihr in Gegenwart vieler Personen die Erklärung: „Die „Nachricht, die man ihr gegeben hätte, wäre falsch, „und er hätte sich nicht im geringsten so aufge„führet, als man ihr gemeldet hätte.„ Sie nahm diese Erklärung, wie die allergnädigste Prinzeßinn an, und antwortete ihm mit gleicher Wahrheit, sie hätte nicht ein Wort von der ganzen Sache geglaubet. Auf diese Art endigte sich dieser comische Auftritt. Der Dauphin aber wurde von vielen getadelt, daß er sich bey einer solchen Demüthigung gar zu sehr erniedriget hätte. Sie erwogen vielleicht seine

doppelte

doppelte Schuldigkeit, als Sohn und Unterthan, nicht, so daß, wenn bey diesem Schritte ein Fehler war, solcher wenigstens schwerlich so groß bey demjenigen, welcher gehorchte, als bey demjenigen, welcher befahl, seyn konnte.

Nachdem die Pompadour also die Ehrenbezeugungen des Louvre erhalten hatte; so war sie mit diesem Erfolge nicht so sehr zufrieden, daß solcher sie nicht hätte aufmuntern sollen, einen fernern Versuch von ihrer Macht zu thun. Sie setzte es sich nicht lange hernach in den Kopf, Dame du Palais oder Hofdame bey der Königinn zu seyn; welche Stelle niemals andern, als Damen von dem höchsten Stande wegen ihrer Geburt, ihres Ranges und ihrer Würde gegeben wird. Die Königinn, so leidend als auch ihre Beruhigung bey der Sache wegen der Ehrenbezeugungen des Louvre gewesen, müßte gleichwohl alle Empfindlichkeit verlohren gehabt haben, wenn sie es hätte verdauen können, daß ihr ihr Unglück durch diese Aufdringung einer ihr so anstößigen Person zu ihrem Hausgenossen, so zu sagen in das Haus gebracht würde. Sie machte aber doch, der ganzen Verfassung ihrer Gefälligkeit gegen alles, wovon sie wußte, daß es des Königs Verlangen wäre, gemäß, keine andere Einwendung, als solche, wovon sie sich einbildete, daß sie bey ihm genug seyn würde, indem sie seine Ehre und sein Gewissen auf gleiche Art mit ihrem beträfe.

Sie ließ also alle andere Ursachen vorbey, welche zwar billig waren, aber doch eben deswegen, weil sie es waren, nur destomehr misfallen konnten,

ten, und stellte sanftmüthig, aber standhaft, vor: „es würde eine gar zu abscheuliche Unanständigkeit „für sie seyn, wenn sie eine Person zu dieser Stelle „annähme, die sich nicht einmal dem Altare nä„hern könnte, das Abendmahl zu empfangen, weil „sie in einem ärgerlichen Zustande der Absonderung „von ihrem Manne lebte. Der Umstand von der „Unschuld ihrer gegenwärtigen Vertraulichkeit mit „dem Könige, womit sie zufrieden wäre, heilte nicht „im geringsten die Wunde in der Pompadour gutem „Rufe, weil sie doch, ungeachtet sie wirklich eine ver„heyrathete Frau wäre, gleichsam als eine ledige „Person, und wider die Pflicht einer Ehefrau leb„te, die sonst nirgend, als in ihres Mannes Hause „seyn müßte. Seine Majestät hätten zwar un„streitig zu befehlen, was sie für gut achteten: sie „hoffte aber, selbst seinetwegen, er würde seinem „königlichen Hause keinen solchen Schandfleck an„hängen, daß er in dasselbe, in eine Stelle von „solcher zarten Ehre, eine Person brächte, die so „sehr unter dem Kirchenbanne stünde, daß ihr da„durch auch sogar die allegmeine Wohlthat der „Ostercommunion versagt wäre.„

Der König, welcher auf der einen Seite sich ein Bedenken machte, der Königinn gar zu sehr zuzusetzen, oder etwas zu thun, welches die festgesetzten Regeln gar zu stark erschüttern möchte: welchem aber auch auf der andern Seite nichts mehr am Herzen lag, als der Pompadour zu willfahren, war erschrecklich verwirrt und sehr verlegen, wie er einiges Mittel ausfindig machte, diese Einwendung

der

der Königinn zu heben oder sich daraus zu helfen, deren ganze Stärke er fühlte.

Die Königinn hieng fest an derselben, als der einzigen, die sie hatte aufsuchen können, worinnen auch die verfängliche Bosheit selbst nicht den geringsten Schatten von der Sophisterey der Eifersucht oder Beleidigung gegen ihn entdecken konnte.

Madame von Pompadour selbst wurde bey allen ihrem Witze durch diesen unüberwindlich scheinenden Einwurf, zuerst ganz in die Enge getrieben. Denn wenn sie in ihrem Zustande der Ehescheidung fortfuhr, welcher anfangs strafbar gewesen und noch immer unordentlich war: so durfte sie sich aus zweyerley Ursachen nicht bey dem Altare einfinden. Sie würde höchst wahrscheinlicher Weise auf eine Art seyn zurück gewiesen worden, welche eben nicht die angenehmste gewesen; und wenn es ihr auch gelungen wäre, so würde solches für eine grobe und nicht zu verzeihende Kirchenschänderey seyn angesehen worden, welche der Hochmuth eingeblasen und die Gottlosigkeit ausgeführet hätte.

Auf diesem Wege war also das Thor wider ihre Hoffnung verriegelt. Kehrte sie wieder zu ihrem Ehemanne, dem geringen Menschen, zurück: so war solche Hoffnung auf gleiche Art zernichtet. Die bloße Ehefrau eines d'Estiolles konnte nicht mit recht guter Art eine Dame dû Palais seyn.

Die Beschämung und Verwirrung, welcher sie durch dieses fehlgeschlagene Ansuchen ausgesetzet war, wovon der ganze Hof wußte, daß sie es gethan hatte, und das Vergnügen, welches durch

diese

diese Fehlschlagung ihren Feinden machen würde, vergrößerten ihren Verdruß und ihre Unruhe nicht wenig. Der König nahm Theil daran, die Hofleute hatten ihre Freude darüber.

Jedoch so unüberwindlich als diese Hinderniß zu seyn schien: so fand doch die Pompadour zuletzt Mittel aus, sie zu überwinden. Sie schrieb einen Brief an ihren Ehemann d'Estiolles in der wahrhaften Schreibart einer Magdalene, wovon dieses der Innhalt war: „Sie versicherte ihn, sie hätte dies „ihm angethane Unrecht und die Unordnung ihres „Lebens recht aufrichtig bereuet. Das allerwesent„lichste Vergehen bey ihrem Unrechte hätte aufge„höret, sie wünschte aber auch, daß alle Anschei„nungen aufhören möchten. Da sie entschlossen „wäre, ihr vergangenes Leben durch ihre künftige „Aufführung wieder gut zu machen: so ersuchte sie „ihn, er möchte sie wieder annehmen: und sie wollte „hinführo bedacht seyn, die Welt durch die Einig„keit, worinnen sie mit ihm leben wollte, eben so „sehr zu erbauen; als sie solche durch ihre Abson„derung geärgert hätte.„

Unterdessen da sie diesen Brief schrieb, und ehe er noch konnte abgeschickt werden, gieng der Prinz von Soubize zum d'Estiolles und meldete ihm, „er „würde in ein paar Stunden ungefähr einen Brief „von der Pompadour, zu dem oben angeführten „Ende, erhalten. Er wäre zwar unstreitig Herr, „daß er thun könnte, was ihm beliebte, weil hier „alle Macht und Gewalt in keine Betrachtung kä„men, und es erfordert würde, daß seine Antwort

„vollkommen frey seyn sollte: er wollte ihm aber „als ein Freund wohl rathen, daß er die in dem „Briefe enthaltene Anerbiethung verwürfe. Wenn „er sie annähme, so würde er in der That dem Kö„nige keinen Gefallen dadurch erweisen: und er „möchte daher wohl erwägen, was er thäte.„

Um diesem Rathe eine stärkere Kraft zu geben, brachte er ihm zugleich den königlichen Befehl zu einer sehr ansehnlichen Vermehrung seines Nutzens bey den Finanzen.

D'Estiolles, bey welchem Zeit und Nachdenken schon lange seine Leidenschaft zur Vernunft und folglich zu einer großen Gleichgültigkeit, wofern nicht Verachtung gegen seine Frau gebracht hatten; d'Estiolles, welcher nothwendig wissen mußte, was so öffentlich bekannt war, nämlich den Zustand ihrer Person, der sie ihm in einem Verstande eben so unbrauchbar machte, als dem Könige; d'Estiolles, welcher sich außerdem mit einer Anzahl von Maitressen eingelassen hatte, würde nunmehr sehr damit beschweret worden seyn, wenn er sie zurück genommen hätte, auch wenn er nicht so kräftig zugeredet und so gut dafür bezahlet worden, daß er es nicht thäte. Es ist auch nicht unmöglich, da er die Sache also seiner Wahl überlassen fand, daß es ihm eben nicht leid gewesen, eine so schöne Gelegenheit zu ergreifen, sich an seiner Majestät deswegen, daß Sie ihm seine Frau weggenommen, lustig genug dadurch zu rächen, daß er Ihr einen so schlechten Plunder über dem Halse ließe, weil

Sie so verliebt darein zu seyn schiene, und d'Estiolles nunmehr Recht genug hatte, zu sagen, daß er solchen nicht hätte haben wollen.

Er machte nicht mehr Einwendungen wider das, was man von ihm verlangte, als was dereinst das Verdienst von seiner Willfährigkeit größer machen, und durch eine gar zu scheinbare Verachtung ein Frauenzimmer nicht gar zu sehr reizen möchte, von welchem er so viel zu hoffen und zu fürchten hatte. Kurz, der Prinz von Soubize hatte Ursache, mit seinem guten Erfolge in dieser edlen Unterhandlung wohl vergnügt hinweg zu gehen.

Der Pompadour Schreiben kam in der gedachten Zeit dem d'Estiolles zu Handen; und er beantwortete solches nach der Anweisung, die ihm der Prinz gegeben hatte, oder vielmehr, welcher ihm vorgesagt hatte, was er sagen sollte.

„Er wünschte ihr anfänglich Glück, daß sie „wieder zu Gedanken käme, die ihrer würdiger „wären. Er bezeugte die größte Betrübniß über „ihre Absonderung von ihm, welche in seine Ruhe „eine Wunde gemacht hätte, die zu groß wäre, als „daß sie jemals wieder könnte zugeheilet werden. „Gleichwohl verzieh er ihr das Unrecht herzlich: er „hätte aber den unverletzten Entschluß gefasset, ihr „niemals wieder beyzuwohnen; und es wäre vergebens, daß sie solches von ihm erwartete.„

Kurz, obgleich die Abschlägige Antwort in den höflichsten Worten der Ehrerbiethung und Hoch-

achtung abgefasset war: so war sie doch so deutlich und gerade heraus, als er nur hatte wünschen können.

Da sie mit diesen sieghaften Urkunden, der Abschrift von ihrem eignen Briefe und ihres Ehemannes Antwort bewaffnet war: so theilte sie solche allen denjenigen mit, welche sie angehen möchten. „Sie hatte keine Schuld weiter. . . . Es „ist wahr, sie war auf dem unrechten Wege ge„wesen: aber sie war nunmehr eine zerknirschte „Büßerinn und von selbst frey gesprochen, daß sie „nicht bey ihrem Manne lebte, weil er sie nicht an„nehmen wollte.„ Anstatt eines einzigen Bischoffs konnte sie nunmehr wohl zwanzig gehabt haben, ihr Ablaß zu ertheilen und ihr die Ostercommunion zu reichen.

Kurz, dieses Spiel, worinnen die Religion so handgreiflich gespottet wurde, betrog zwar niemand, hatte aber doch seine völlige Wirkung: Die Haupteinwendung wider ihre Zulassung in der Königinn Gefolge war nunmehr aus dem Wege geräumet, und die Königinn selbst stund, nach ihrer gewöhnlichen Gefälligkeit, gern nachzugeben, von aller fernern Widersetzung ab. Sie sagte nur mit einem Lächeln: „Es schickte sich nicht für mich, mei„ne Ursachen anzugeben; und sie haben sich dessen „zum Vortheile gemacht, mir nicht meinen Vor„wand zu lassen.„

Inzwischen seufzten alle Wohlgesinnte am Hofe über diesen neuen Beweis von der Pompadour Gewalt und Uebermuthe, sich der Königinn also aufzudringen. Gleichwohl muß man in ande-

rer Absicht, zur Steuer der Wahrheit, gestehen, daß sie sich stets mit der äußersten Ehrerbiethung und dem größten Gehorsame gegen Ihre Majestät ausgeführet habe.

In der That durfte sie auch nicht anders. Sie wußte gar zu gut, daß des Königs Zärtlichkeit in diesem Stücke viel zu groß war, als daß ihm nicht der geringste Schatten von einer Beleidigung zuwider gewesen seyn würde, die sie der Königinn durch einigen Muthwillen oder das Bezeigen einer Maitresse angethan hätte.

Sie wußte, daß alle ihre Gnade kaum zureichen würde, sie wider sein Misvergnügen, bey einer gerechten Anreizung dazu von der Art zu beschützen, worüber sich Ihre Majestät zu beklagen haben sollten; und richtete sich also darnach ein. Da also Kunst für Natur galt, so machte sie sich ein Verdienst aus dem Eigennutze und aus dem, was eigentlich zu reden mehr des Königs, als ihre Tugend war.

Es ist bereits gedacht worden, daß sie vor ihrer Vertraulichkeit mit dem Könige von dem Herrn d'Estiolles eine Tochter gehabt hat. Sie hieß Alexandrina, und der König hatte sie so lieb, daß das Kind ganz natürlicher Weise ihn seinen Papa zu nennen pflegte. Er nahm sich ihrer auch so zärtlich an, daß er sehr zeitig seine Gedanken darauf richtete, wie er sie durch eine Heyrath anbrächte, und sie wurde mit Grunde als eine von den größten Parteyen in Europa angesehen.

Die erste Person, auf welche der König Absicht für sie machte; war der Herzog von Fronsak, des Herzogs von Richelieu Sohn. Er schlug es dem Vater vor, welcher durch und durch ein gar zu guter Hofmann war, als daß er Seine Majestät gerade zu damit abgwiesen hätte, und es nur dadurch abwandte, daß er ganz kaltsinnig sagte, „er müß„te das Haus Lothringen darum befragen,„ von welchem er mütterlicher Seits amstammte. Eine solche Antwort war leicht als eine höfliche Abschlagung auszulegen.

Gleichwohl scheinet es, daß der König viel zu gerecht war, als daß er solches übel empfand, weil der Herzog noch immer in eben den Gnaden blieb, wie zuvor, und vermuthlich noch höher deswegen von ihm geschätzt wurde, daß er nicht war versucht worden, eine solche Misheyrath durch eine so niederträchtige Betrachtung, als die von einem großen Vermögen oder auch der damit verbundenen Gnade anzunehmen.

Was das Fräulein selbst betraf, so glich es der Pompadour in mehr als einem Stücke. Es war überaus artig, sehr lebhaft, und nahm sich nicht wenig wegen der Gnade ihrer Mutter heraus. Jedoch, da sie noch jung war, so konnte dieses mehr ein Fehler dererjenigen seyn, welche ihr schmeichelttn, als ihr eigner.

Sie wurde als eine Kostgängerinn in dem Kloster Mariä Himmelfahrt erzogen, woselbst damals Mademoiselle Charlotte de Rohan Soubize, des Prinzen von Soubize Tochter und nachherige Gemahlinn

mahlinn des itzigen Prinzen von Conde, mit andern jungen Frauenzimmern vom höchsten Stande war.

Alexandrina d'Estiolles machte bey einer gewissen Gelegenheit entweder aus Unwissenheit oder hoher Einbildung, dieser Prinzeßinn den Vortritt streitig. Man gab ihr bald ihren Irrthum zu verstehen. Als es aber ihrer Mutter, der Pompadour, gesagt wurde: so schien sie nicht den Punct aufzugeben, sondern sagte nur schlecht genughin: Elle a manque de politesse; sie weis sich nicht aufzuführen.

Diese Alexandrina starb in dem Alter zwischen dreyzehn und vierzehn an den Pocken in eben dem Kloster, ungefähr um das Jahr 1754, eben da ihre Mutter eine Heyrath für sie mit einem von den Prinzen aus dem Hause Nassau unterhandelte, mit was für Wahrscheinlichkeit von einem glücklichen Erfolge aber, wird nicht gesagt.

Einem Herzen, welches von Ehrsucht, Eitelkeit und Geldliebe so aufgeschwollen ist, als das ihrige, würde vermuthlich zu viel Ehre angethan werden, wenn man muthmaßen wollte, daß darinnen viel Raum für die Natur übrig gelassen wäre. Des Königs zärtlichste Theilnehmung an der Betrübniß bey diesem Verluste fühlte sie oder stellte sie sich zu fühlen; und das Getümmel und die Bewegungen an einem Hofe vertrieben ihren Kummer bald. Was sie noch immer am längsten fühlen mochte, war, daß sie sich nun der scheinbaren Entschuldigung bey der Welt und bey ihr selbst wegen ihrer großen Begierde, Schätze zu sammlen,

beraubet sah, nämlich daß sie ein Kind hätte, für welches sie sorgen müßte. Allein, daß solche, wie bey so vielen andern, die eben dergleichen zur Verminderung dieses verhaßten Lasters vorwenden, ein bloßer und eingepflanzter Geiz, des Geizes halber, war, hat dieses Unglück noch besser bewiesen, weil man bis hieher nicht gesehen, daß es dieser Leidenschaft bey ihr einen einzigen Wunsch oder eine einzige Bemühung, ihr genug zu thun, entzogen hat.

Ihr Bruder Poisson oder Marquis von Marigny, welcher gegenwärtig der vermuthliche Erbe des ungeheuren Vermögens ist, das sie, dem Vermuthen nach, bereits gesammlet haben soll, würde vielmehr ihre Begierde zu sammlen ersticken, wenn es nicht bloß bey ihr geschähe, sich selbst zu willfahren. Denn nichts ist gewisser, als daß sie ihn höchlichst verachtet. Er zerstöret ihre Absichten der Eitelkeit gar zu sehr bey seiner natürlichen Unfähigkeit, sich zu bessern und bey der Unmöglichkeit, worinnen sie ihn sieht, denen Vortheilen, die sie ihm verschaffet, eine gute Art zu geben und ihr Ehre zu machen, als daß er ihr recht lieb seyn könnte.

Bey der beständigen Kränkung, ihn als den Gegenstand der Spötterey des Hofes, und in der That, der ganzen Welt zu sehen, würde sie gern, wofern nur nicht sein Mangel an Verdiensten gar zu sehr in die Augen fiele, die Verachtungen, die er antrifft, dem Neide zuschreiben, wovon sie Schwachheit genug hat zu denken, daß ihr Glück ihn erreget, da er doch vielmehr eine Vermischung von Verspottung und Unwillen bey allen denjenigen ist,

welche

welche die ersten Grundlagen ihres Glücks und ihrer Macht und ihren Mißbrauch derselben betrachten. Es sey aber damit, wie ihm wolle, so hält sie es für besser, denjenigen beyzutreten, die ihn auslachen, und wenigstens nicht die Ehre ihrer Unterscheidungskraft dadurch zu verlieren, daß sie ihn vertheidigte.

Nichts destoweniger bildet man sich doch ein, sie werde ihm alles, oder den größten Theil von ihren Gütern hinterlassen: und das zwar aus keiner andern Ursache, als weil sie sonst niemand liebet, als sich selbst; wofern anders eine so verhaßte Regung eigentlich eine Selbstliebe kann genannt werden. Der bloße Umstand, daß er ihr Bruder ist, wird in der Wagschaale ihrer Gleichgültigkeit gegen jedermann, außer gegen sich selbst, den Ausschlag geben.

Damit sie aber doch die Schande von dieser Anwendung ihres Vermögens durch die Hoffnung mindern möchte, er könnte wohl Kinder bekommen, die solches besser verdienten, oder damit sie sich selbst das Vergnügen verschaffte, die Stifterinn einer Familie zu seyn, so hat sie verschiedne Versuche gethan, ihn zu verheyrathen.

Bis hieher aber hat solches unüberwindliche Schwierigkeiten von ihrer gar zu großen Zärtlichkeit in der Wahl für ihn gelitten. Es ist wahr, sie könnte vielleicht unter dem dürftigen oder unbekannten Adel leichtlich einige finden, bey denen die Betrachtungen des Reichthums und der Gnade allen Widerwillen gegen eine solche Misheyrath

überwinden könnte. Allein, das würde der Pompadour bescheidnen Ansprüchen kein Genügen thun. Es muß nicht nur eine adeliche, sondern auch begüterte und mit dem höchsten Stande und den größten Staatsbedienungen bekleidete Familie seyn, in welche sie ihren erlauchten Bruder zu verheyrathen, geruhen würde. Nun sind aber solche nicht so gar leicht zu finden, als sie es sich mag eingebildet haben. Wenige von ihnen werden versuchet, sich so durchaus lächerlich zu machen, als eine solche Verbindung sie nothwendig machen würde.

Mittlerweile bleibt er ledig: es ist aber eifrig zu wünschen, daß er nicht gar zu lange unvermählt bleibe, damit nicht ganz Europa die Erlöschung des erlauchten Hauses Poisson zu beklagen habe.

Ende des ersten Theils.

Geschichte

der

Marquisinn von Pompadour.

Zweyter Theil.

Der Geschichte der Marquisinn von Pompadour

Zweyter Theil.

Es ist nunmehro hohe Zeit, eine Begebenheit auf den Schauplatz zu bringen, die ihrer Folgen wegen schon kann für werth geachtet werden, eine besondere Nachricht zu verdienen.

Einige Zeit darnach, da der Pompadour Unpäßlichkeit gemacht hatte, daß sie sich dem Könige in einem gewissen Verstande nicht nähern konnte, wurde seine Person, wo nicht sein Herz, für erlediget angesehen. Unter dem schönen Geschlechte erschien nach der Reihe eine Anzahl von Candidatinnen, woraus er sich die glückliche Person erwählen möchte, solche wieder zu besetzen. Auch fehlte es nicht unter den Hofleuten an vielen, die nach der Ehre strebten, einen annehmlichen Gegenstand zu empfehlen.

Einer von denen, die um diesen rühmlichen Dienst warben, ein junger Edelmann, zeigte dem Könige als etwas merkwürdiges ein Bildniß in Miniatur, welches zu dem Ende gemacht worden. Es war von einem jungen Mägdchen, welches über die

maßen schön war, mehr als man es sich einbilden konnte. Das Verliebtwerden durch ein Bildniß ist ein so abgenutzter Zufall, da er in tausend neuen Neuigkeiten und Romanen gebrauchet worden, daß es nicht könnte entschuldiget werden, wenn man dieser Geschichte so sehr das Ansehen einer Erdichtung geben und anzeigen wollte, der König hätte auf das bloße Anschauen dieses Bildnisses eine solche Leidenschaft gefaßt. Es wird eieem nicht so unglaublich vorkommen, daß er bey Betrachtung der auserlesenen Gesichtszüge und der schönen Gesichtsfarbe nur soll gesagt haben, es könnte weiter nichts als ein Bild aus der Phantasie seyn; denn er bildete sich nicht ein, daß in der ganzen Natur das Original davon könnte gefunden werden.

Der Edelmann versicherte ihn, das Mägdchen, dessen Aehnlichkeit das Bildniß vorstellte, wäre nicht allein wirklich vorhanden, sondern auch nicht schwer zu haben. Dieses reizte des Königs Neugier und vielleicht auch seine Begierden. Er sagte, es würde ihm nicht unangenehm seyn, sie zu sehen, wenn es auch nur bloß wäre, sich zu überzeugen, ob er geirret hätte, oder nicht. Dieses war dem Edelmanne genug gesagt, welcher so gleich dafür sorgte, daß sie mußte zu ihm gebracht werden.

Der Name dieses jungen Mägdchens, welches kaum vierzehn Jahr alt war, hieß Murphey. Sie war in Frankreich gebohren, ursprünglich aber von irländischer Herkunft. Die Umstände ihrer Familie müssen die allerschlechtesten gewesen seyn, die man sich nur einbilden kann, weil ihre Schwe-

ster

ster wirklich zu einem Muster in der Malerakademie diente, und sie selbst bestimmt war, ihr zu gehöriger Zeit in diesem Amte zu folgen.

Der König gestund bey ihrem Anblicke gern, ihr Gemälde hätte ihr weniger, als Gerechtigkeit erwiesen. Ihre ausnehmende Schönheit, die frische Gesichtsfarbe, deren Vergleichung mit den Rosen ein Compliment für die Rose seyn würde, ihre aufsprossende Blüthe, ihre kindischen Annehmlichkeiten, das Wesen der sanften Furchtsamkeit, welches diesem Alter natürlich ist, und noch durch die überwältigende Empfindung seiner Gegenwart vermehret wurde, die Unschuld, die er vermuthete; und es wird versichert, daß er sie bey ihr fand; alles vereinigte sich, Begierden zu erregen, um deren Willfahrung bey einer Person von ihrem Stande nur einen Augenblick zu schmachten, für einen von seinem Range nicht nöthig war.

Er zeigte sein Belieben an, und sie war in der Absicht zu ihm gebracht worden, schon dazu bereitwillig, und hatte ihre Anweisung, sich gefällig darnach zu richten. Hier genoß er nur einen Schmauß der bloßen Natur, einen Schmauß, der zu gut fur einen König war; weil es ihrer in diesem Stande des Lebens so wenig giebt, die nicht ihren Geschmack durch alle die falsche Künsteleyen und seinen Ausputzungen des Hofes gar zu sehr verderbt haben, als daß sie nur einen Begriff von einer Schönheit haben sollten, die durch Einfalt erhöhet wird. Unglücklich genug, daß sie niemals mit der Wahrheit in einiger Sache bekannt werden, nehmen

men sie ihr ganzes Leben hindurch aus Versehen die Falschheit dafür, und nirgend mehr, als bey der Wahl ihrer Maitressen. Wie oft nehmen sie nicht bey diesen die gröbsten Kunstgriffe und Anschläge für reine Liebe, das ekelhafte gezierte durch die Erziehung erlangte Wesen für die verbesserte Natur; und reiche Kleider, Juwelen, Schminke und alles das Unnatürliche der Kleidung für Reizungen, welche über die auserlesene Reize der nackenden Natur sind! Wir werden bald sehn, daß in dem Falle der jungen Murphy diese Betrachtung nicht so ganz ungereimt ist.

Sie war nunmehr förmlich des Königes kleine Maitresse geworden, indem das wesentliche Stück der Ceremonie bey ihr vollbracht war. Gleichwohl hatte er nicht Lust, sie öffentlich an seinem Hofe vorzubringen, ob sie gleich, wenn Schönheit einen Rang geben könnte, die Stelle einer Kaiserinn möchte eingenommen haben. Er war nicht sicher, noch vielleicht außer aller Furcht vor den Spöttereyen und Verhöhnungen, denen sie ein kaum genug ausgeschliffenes Wesen, die natürliche Einfalt ihrer Antworten und ihre kindische Bewunderung einer jeden Sache, die ihr neu war, da ihr alles seltsam und fremde vorkam, wahrscheinlicher Weise aussetzen würde. Man konnte es auch in der That nicht erwarten, daß sie nicht selbst auf eine unangenehme Art von einem so plötzlichen Uebergange aus der tiefsten Dunkelheit zu dem stärksten Glanze der Pracht und Herrlichkeit würde geblendet werden. An den Höfen giebt es viele Dinge, den Kopf schwindlich

zu

zu machen, und nur wenige, das Herz zu rühren. Das Privatleben, worinnen er seine kleine neuangenommene Liebste zu halten sich vorsetzte, war vielmehr eine Gütigkeit für sie. Denn wenn er es nachher für rathsam erachten sollte, sie an das öffentliche Licht zu bringen; so würde sie hierdurch in dasselbe durch erträglichere Stufen getreten seyn.

Was Madame von Pompadour anbetraf: so kann man sich nicht wohl einbilden, daß in denen Umständen, worinnen die Sachen zwischen ihnen waren, er seine Zärtlichkeit in Ansehung ihrer so weit getrieben, daß er sich einigen Zwang hätte anthun sollen, es vor ihr zu verbergen. Das ist jedoch gesagt worden, und nicht ohne einige gegründete Ursachen.

Die Hauptsache war nunmehr, wie man in der Nähe einen abgelegenen und für den König bequemen Ort hinzukommen, bekommen möchte; wo sie unter der Sorgfalt gehöriger Personen könnten gehalten werden. Allein, ein zu allen diesen Absichten bequemer Ort war nicht zu finden. Seine gute Freundinn, die Pompadour, half ihm aus dieser Noth und fügte noch das Verdienst hinzu, daß es nicht schien, als ob sie wüßte, daß sie ihm hülfe.

Weil nicht die geringste Bewegung vorgieng, noch ein einziger Schritt von dem Könige gethan wurde, wovon sie nicht durch ihre Kundschafter und Vertrauten um seine Person die zeitigste Kundschaft erhielt: so wurde sie auch bald von diesem neuen Einfalle benachrichtiget. Sie mußte nothwendig zu etwas dergleichen vorbereitet seyn, und

nichts war weniger fähig, sie zu beunruhigen, als daß er sich auf solche Art ein rohes und unerfahrnes Mägdchen ausgesuchet hatte, sich damit auf die Weise die Zeit zu vertreiben, auf die sie selbst sie ihm nicht mehr vertreiben konnte. Sie hatte wenigstens nichts bloß von ihrem Kopfe zu befürchten. Die Fähigkeit dieser Wahl, alle ihre Unruhen darüber zu stillen, daß sich der König mit einer andern, als mit ihr, eingelassen hätte, war so augenscheinlich, daß auch einige glaubten, es wäre auf ihr eigen Anstiften und durch ihre Vermittelung geschehen.

Allein, hierinnen that man ihr wohl Unrecht. Sie hatte zu viel List und Erfahrung von Sachen, als daß sie Handreichung häte thun sollen, eine Maitresse für ihn zu verschaffen. Der Doppelschluß war deutlich. Wenn ihm solche so sehr gefallen würde, daß er sich an sie hienge: so würde sie selbst mit der Zeit aus dem Sattel gehoben werden. Wenn es hingegen auf der andern Seite geschehen sollte, daß ihm seine Maitresse misfiele: so würde er ihr vorwerfen, daß sie ihm so etwas schlechtes ausgesucht hätte. Außer dem würde es gar zu grob, gar zu wenig zärtlich für sie gewesen seyn, wenn sie bey einer solchen Besorgung geschäftig gewesen wäre. Ueberhaupt also ergrief sie eine weit bessere Partey. Sie that die Augen dabey zu, und stellte sich, als wenn sie von nichts wüßte.

Nach diesem Entwurfe handelte sie. Da ihr nun des Königs Verlegenheit, wegen Erlangung eines bequemen Privathauses für seine neue Maitresse berichtet wurde: so ergrief sie die erste bequeme

Gelegenheit, ihm zu wissen zu thun, daß sie eines kleinen Hauses, für welches sie ehemals eine große Liebe gehabt hätte, herzlich überdrüßig wäre. Dieses war eine einsame Wohnung, welche für sie gebauet worden, und wurde nebst den Gärten aus dem Stücke von dem Park zu Versailles, nahe an der Straße nach St. Germain genommen, welches eine andre von denen Verwilligungen zu ihrem Besten war, die dem Volke nicht wenig anstößig gewesen. Sie ersuchte Seine Majestät, ihr die Sorge für solches abzunehmen, und damit nach deren Belieben zu schalten und zu walten. Zu gleicher Zeit ließ sie sich nicht das geringste davon merken, daß sie wüßte, er brauchte ein solches Haus, noch wozu er es brauchte.

Wenn die auf diese Art mit solcher Zurückhaltung von der Ursache dazu öffentlich geschehene Anerbiethung gleichwohl keine vorher unter ihnen verabredete Karte gewesen, um den Schein zu erhalten: so konnte es dem Könige doch unmöglich verborgen seyn, daß die Marquisinn von Pompadour das wissen müßte, was an dem ganzen Hofe kein Geheimniß war. Er gab ihr also, oder stellte sich vor der Welt, als ob er ihr ein doppeltes Ansehen, wegen ihrer Bereitwilligkeit, ihn zu verbinden, und wegen ihrer Klugheit bey der Art derselben, gäbe. Ein andrer, der nicht so sehr eingenommen gewesen, würde bey diesem ihrem Verfahren weiter nichts, als den Kunstgriff dabey, und solchen nicht einmal von der feinsten Art, gesehen haben.

Er nahm gleichwohl diese ihre zu so rechter Zeit geschehene Abtretung eines Ortes an, der zu seiner itzigen wirklichen Absicht überaus bequem war. Er wurde insgemein der Pompadour Einsiedeley genannt. Die Einbildung kann sich schwerlich einen anmuthigern einsamen Aufenthalt vorstellen. Das Landmäßige war durchaus überall beybehalten worden. Das Haus an sich selbst war ein kleines unscheinbares Gebäude, meist nach Art eines Pachterhauses mit einem Milchhause darhinter. Eine jede Sache zum Gebrauche oder zur Zierde inwendig zeigte eine liebliche Nettigkeit und edle Einfalt. Es war kein Aufwand gesparet worden, solches aufzuputzen, wo es ohne Nachtheil seines eigentlichen Wesens Statt haben konnte. Alles sah daselbst wie auf dem Lande aus. Die Gemälde, welche von den größten Meistern waren, stellten nichts anders vor, als schöne Landschaften, Schäferscenen und Lustbarkeiten auf dem Grünen. Kleine Bilder von Schäfern und Schäferinnen waren gehörig vertheilet, und hier und da mit einem Bilde von einem alten grauen Einsiedler abgesetzt, damit es besser abstach. Die Zimmer waren mit nichts, als dem feinsten und buntfarbigsten Zitze ausgeschlagen und behangen, welches ihnen denn ein frisches lebhaftes Ansehen gab.

Die Gärten hatten, ohne daß sie eben nach frostig gleichgemessenen Abtheilungen angeleget waren, nichts destoweniger eine unmerkliche regelmäßige Abwechslung. In einem Theile derselben war ein großes Rosengebüsche mit einer fein ausgehauenen Bildsäule des Liebesgottes in der Mitte desselben,

ben. Hier bothen Myrthen, dorten Jesminen ihren Schatten in geschlossenen Lauben dar. Die Blumenbeete schienen zwar ohne Ordnung zu seyn: doch hatte ein jedes seine besondre Art, unvermengt mit den andern; Jonquillen, Nelken, Veilchen, Tuberosen, alle gaben in einer gewissen Nähe, weil sie so vermischt waren, ihren eigenen desto reinern und desto merklicher unterschiedenen Geruch; welcher jedoch in einer kleinen Entfernung sich auf eine vermischte Art in einen allgemeinen wohlriechenden Duft vereinigte.

An jeder Seite der Gartenthüre in den Park bildeten offene Arkaden, die in einen Kreis gestellet und in Stockwerken über einander erhoben waren, zwo Arten von Amphitheatern mit Blumen, welche ihre Oberfläche mit der schönsten Abwechselung bedeckten. Grüne Plätze, ein schöner mit Schwänen besetzter Teich vorn vor dem Hause, Spaziergänge von Wintergrün, alles fand, ohne einander zu hindern, auf diesem nicht sehr geräumigen Flecke Raum. Kurz, es war keine Schönheit weggelassen worden, welche die Kunst unvermerkt der Natur abstehlen konnte.

In Wahrheit, nichts war in diesem einsamen Aufenthalte unnatürlich, außer der Eigenthümerinn selbst, der Pompadour, welche mit einem lächerlichen und übermäßigen Geziere hieher in die Einsamkeit als eine arcadische Schäferinn zu kommen pflegte, und sich anstellete, als ob sie sich mit der Landwirthschaft die Zeit vertriebe, und die Milchmagd vorstellete. Neben bey gab sie sich auch

wahrhaftig wohl das Ansehen, als ob sie sich von den Beschwerlichkeiten des Hofes erholete, und ihre gegenwärtige Größe auf eine Zeit lang vergaß, wie sie schon lange ihre erste Kleine vergessen hatte.

Zu diesem einsamen Sitze, der in so weit, als das, was den wahren Geschmack betraf, dem prächtigen Schlosse zu Versailles vorzuziehen war, wo das wahre Vergnügen unter einer Menge von falschen verlohren geht, oder sich in einer unlustigen Weitläuftigkeit von Zimmern den Tod holet, wurde die junge Murphy gebracht, eine Person und Gemüthsart, welche der ganzen Einrichtung des Hauses weit gemäßer war und sich besser dazu schickte, als die Eigenthümerinn, die es itzo nur eben erst verlassen hatte. Hier fand sich der König bey ihr in seinen bequemen Stunden, oder wenn ihn die Begierde trieb, ein. Hier brachte er unter dem Schatten des Privatlebens, welches jedoch dem Genusse noch etwas reizendes gab, Augenblicke zu, die er mit Rechte die wollüstigen in seinem Leben hätte nennen können, wofern er den Geschmack gehabt, den rechten Werth auf seine Glückseligkeit zu setzen. Allein, ein langer Gebrauch der fieberhaften hohen Diät in à la Pompadour gemachten Brühen hatte seinen Gaum überzogen und ihm seinen Geschmack, an diesem schlechten, gesündern und unendlich besser schmeckenden Gerichte genommen.

Der Witz kann allerdings große Achtung fordern, auch da, wo Jugend und Schönheit mögen abgenommen haben, oder nicht in einem sehr erhabenen Grade vorhanden sind. Allein alsdann muß

es unter der strengen Bedingung seyn, daß solcher Witz nicht, wie er es am öftersten ist, schädlich oder gefährlich angewandt seyn müßte; denn da ist er eher ein Vorwurf, als ein Verdienst. Inzwischen brauchte ein so niedliches Geschöpf, als die junge Murphy, nicht mehr von dessen Würze, als was sie nur eben vor der Abgeschmacktheit verwahren konnte. Denn in ihrem Alter konnte sie eigentlich zu reden, nur die Hoffnung zum Witze geben; und die gab sie, indem sie auf eine merkliche Art lebhaft war, und hurtig etwas fassete.

Man vergleiche sie in Gedanken mit der Marquisinn von Pompadour und allen ihren zusammen genommenen verfallnen Anreizungen, die nur bloß wegen des gar zu großen Ueberflusses von Kunstgriffen, welche ihr des Königs Vorzug erwarben, desto widriger waren: so wird es nicht schwer werden, den Ausspruch zu thun, anf welchen von den beyden Gegenständen die Wahl eines Mannes, der Geschmack hat, fallen würde. Die auserlesene Schönheit dieses jungen Geschöpfes, ihre blühende Jugend, ihre ungekünstelte Unschuld, ihre angebohrne Aufrichtigkeit, alle diese Dinge, die einen wahrhaftig feinen Wollüstling so sehr einnehmen und ihm angenehm sind, der noch über dieses ein vermehrtes Vergnügen darinnen würde gefunden haben, daß er versuchet hätte, sie zu mehr als einer Art von Umgange zu bilden und geschickt zu machen, giengen bey einem verlohren, welcher die Reizungen der unverfälschten Natur daher nicht empfand, weil er so lange von der Bezauberung der

Kunst gefesselt gewesen, welche Bezauberun zu brechen er nicht die Macht zu haben schien. Denn die Gnade der Pompadour litt ganz und gar keinen Abgang, sondern schien vielmehr neue Stärke durch einen Zufall zu gewinnen, in Ansehung dessen eine andre Person, welche ihrer Gewalt nicht so gewiß gewesen, als sie, schwerlich eben die Kaltsinnigkeit und Unbekümmerniß würde gespielet haben, die sie wies.

Der König führete sich die ganze Zeit über so gegen sie auf, als ob er sich selbst für verbunden hielt, ihr ein angethanes Unrecht wieder gut zu machen: und es wird glaublich versichert, daß er aus einer gewissen Zärtlichkeit, wozu sie gewiß sehr wenig Recht hatte, sich enthielt, ihr seine neue Verbindung zu vrrtrauen, so lange solche währete, damit es nicht das Ansehen hätte, daß er ihrer durch diese Eröffnung nur spottete. Wenigstens erfuhr es die Welt niemals, daß er es ihr eröfnet hatte, welches denn beynahe eben so viel war.

Er setzte gleichwohl einige Monate lang seine Besuche bey der jungen Murphy fort, welche in solcher Eingezogenheit gehalten wurde, daß in der That sehr wenige von den Frauenzimmern des Hofes einen Zutritt bey ihr hatten. Und selbst diese wenigen, so gefährlich sind alle Hofverbindungen, konnte sie nicht ungestraft sehen, wie aus dem folgenden Beyspiele erhellen wird, in welchem der König einen so sichtbaren Beweis von seiner höhern Ergebenheit gegen die Pompadour ablegte.

In einer von denen Stunden, worinnen er mit seiner neuen Liebste kurzweilte, und wo die Vertrau-

traulichkeit natürlicher Weise auf eine so genaue Bekanntschaft folget, fragte sie ihn schalkhaft: „wie „die Sachen zwischen ihm und seinem alten Weibe „stünden„? Der König, welcher über diese Worte ergrimmete, wovon er wußte, daß sie nicht von dem Kinde selbst herkommen konnten, runzelte die Stirne, biß sich in die Lippe und befahl ihr, indem er sie scharf ansah, sie sollte ihm sagen, wer es ihr unter den Fuß gegeben, daß sie davon mit ihm reden sollte. Das arme Mägdchen erschrack bis aus den Tod über das Wesen, das sie ihn annehmen sah, warf sich ihm zu Füßen, und gab ohne Bedenken die Person an, welche sie dazu angestiftet hatte.

Es war die Marschallinn von Etrees. Diese Dame hatte lange in der allergrößten Vertraulichkeit und Freundschaft mit der Pompadour gelebet. Allein, Frauenzimmerfreundschaften, vornehmlich am Hofe, sind niemals von einem sehr dauerhaften Wesen gewesen. Gewisse Sticheleyen und Leidenschaften hatten sie vor einiger Zeit veruneiniget. Die Marschallinn, welche anfänglich vielleicht aus Gefälligkeit gegen den König, Umgang und Bekanntschaft mit der jungen Murphy gepflogen, fieng an, solche zu ihrer Feindseligkeit wider die Pompadour anwenden zu wollen. In dieser Absicht gab sie, um solche dem Könige selbst auf der lächerlichen Seite vorzustellen, und das desto stärker von dem natürlichen Ansehen der Wahrheit in dem Munde eines Kindes, dem Mägdchen diese Worte ein, welches solche in der Unschuld seines Herzens und ohne die Folgen von diesem schädlichen Rathe wahrzunehmen,

 wieder-

wiederholte. Eine und die erste von diesen Folgen war, daß der über die Maaßen darüber erzürnte König die Marschallinn von Etrees sogleich vom Hofe auf ihre Güter verbannte.

Was die junge Murphy betraf, so hatte er vermuthlich viel zu viel Gerechtigkeit, als daß er ihr es nicht wegen der Einfalt ihres Alters und Unerfahrenheit gehörig zu gute hielt, daß sie sich zu einem Werkzeuge einer andern hatte brauchen und verleiten lassen, ihm die erhaltene Beleidigung anzuthun. Weil aber ihre bloß persönliche Schönheit und der Genuß derselben, welcher nunmehr durch die Wiederholung schaal geworden, wie nichts gegen die zur Gewohnheit gewordene Leidenschaft und den Geschmack, den er an der Pompadour behalten, anzusehen war: so war dieser Zufall, wo nicht die Veranlassung, doch wenigstens die Denkzeit von seiner Entschließung, sich von ihr zu trennen. Diese Entschließung wurde durch den Umstand beschleuniget, daß sie von ihm gesegneten Leibes war.

Dieses wird in der That denjenigen fremd klingen, die nicht wissen, wie ungern er natürliche Kinder haben mag, welche von diesem Geburtsrechte Namen und Rang fordern könnten. Diese Abneigung gründete sich auf das, was er von denen Unruhen wußte, die in seiner Minderjährigkeit bey Gelegenheit der Ansprüche der natürlichen Kinder Ludwigs des XIV. waren erreget worden. Um nun dergleichen vorzubeugen und sich einer Maitresse zu entledigen, die ihm gleichgültig geworden war, so suchte er einen Mann für sie, der zwar von Stande, aber doch an Gütern arm genug war, den

Schand=

Schandfleck von einer solchen Verbindung zu übersehen, in Betrachtung derer großen Vortheile, die er dadurch erhielt: nämlich eine reichliche Versorgung der Frau und des Kindes, mit dem sie schwanger gieng, und für dessen Vater er sollte gehalten werden; und was er noch künftig von diesem Umstande vernünftiger Weise vermuthen konnte. Eine von den Bedingungen dieser Heyrath war, wie es schien, daß er sie auf dem Lande behalten und nicht zugeben sollte, daß sie nach Hofe käme. Dieses war, wenn sie vermögend wären, die Sachen recht zu schätzen, noch eine Gewogenheit mehr.

So endigte sich die Begebenheit mit der schönen Murphy. Die Pompadour aber, welche mit dem Triumphe über die Marschallinn von Etrees, den sie beym Ausgange derselben erhielt, nicht zufrieden war, verwickelte in ihre rachsüchtigen Anschläge auch deren Gemahl, den Marschall von Etrees, der unstreitig einer von den größten Generalen in Frankreich war. Im Grunde ihres Herzens verabscheuete sie den Marschall Richelieu, nicht allein deswegen, weil sie wußte, daß er sich eine Ehre daraus machte, sie höchst vollkommen zu verachten; sondern auch, weil er mit ihr an der Gnade des Königes, wegen seines Bestrebens nebst ihr, ihm die Zeit zu vertreiben, Theil hatte. Gleichwohl vermochte die Betrachtung, daß sie einander große Dienste oder Schaden zu thun vermögend wären, sie beyderseits, daß sie den schönen Schein von einer gegenseitigen Achtung, und so gar von Freundschaft unter sich behielten. Dieses Bündniß des Eigen-

nutzes

nutzes hatte einige Zeitlang gedauert, und nunmehro wurde der Haß auf der einen Seite und der Handwerksneid auf der andern, bey denen beyden der Marschall von Etrees der Gegenstand war, ein anderer Mittelpunct ihrer Vereinigung. Die Folge davon war, wie es höchst wahrscheinlich ist, die Zurückberufung des Marschalls von Etrees, da er in dem vollen Laufe des Sieges und seiner Folgen war, und Richelieus Einsetzung dafür, welcher alles wieder verlohr, was der andre gewonnen hatte.

Es ist auch die Rede gegangen, die Pompadour habe nebenbey von diesem letzten Generale zur Dankbarkeit für seine Beförderung eine andre Vergeltung erhalten; eine Vergeltung, die wenigstens ihrer Leidenschaft des Geizes eben so angenehm war, als ihrer Rachgierigkeit der andere Punct. Diese bestund darinnen, daß er dem Handel nachsah, den sie mit ihrem Einflusse bey Ernennung der Fourageliefeter, Oberaufseher bey den Lazarethen, Marketender und andern dergleichen Leuten bey der Armee trieb, welche Bestallungen beständig nicht denjenigen gegeben wurden, die zu dem Dienste am geschicktesten waren, sondern denjenigen, die ihr das meiste Geld dafür zahlten.

Der folgende Auftritt wird durchgängig für gewiß dem Marschalle von Etrees bey seiner Zurückkunft am Hofe, nach Niederlegung des Commando bey der Armee in Deutschland, zugeschrieben. Der König konnte so vielen Verdiensten nicht füglich eine gnädige Aufnahme versagen. Gleichwohl gab er dem Marschalle zu verstehen, er würde

es

es gut aufnehmen, wenn er die Pompadour sprechen würde. Der Marschall war willfährig und wartete ihr auf. Sie hatte bey dieser Gelegenheit auf ihrem Gesichte das sanftmüthigste Wesen der Gnade nebst aller der Falschheit angenommen, die ihr zu Befehle stund. Er machte ihr eine ehrerbiethige Verbeugung und redete sie folgendergestalt an: „Ich komme auf Befehl des Königes, meines „Herrn, Ihnen meine Ehrerbiethung zu bezeugen. „Ich kenne die Beschaffenheit ihrer Gesinnungen „gegen mich vollkommen wohl: ich verlasse mich „aber auf des Königes Gerechtigkeit zu sehr, als „daß ich mich vor solchen fürchten sollte.„ Mit diesen Worten, die er ihr zu verdauen ließ, so gut sie konnte, gieng er fort, ohne ihre Antwort zu erwarten.

Außer der Aufopferung eines so geschickten Generals, in so kritischen Umständen, gegen eine Maitresse und zwar gegen eine solche Maitresse, als die Pompadour, genoß sie auch noch das Vergnügen, daß ihr einer der vornehmsten Staatsbedienten des Königes aufgeopfert wurde. Dieses war Monsieur d'Argenson, der Staatssecretär.

Als dem Könige auf die verfluchte Art von Damien nach dem Leben gestellet worden, welcher nicht zu scharf konnte gestrafet werden, wofern er diesen mörderischen Anfall bey gesundem Verstande gethan, noch auch, aller Menschlichkeit und so gar Gerechtigkeit nach, zu sehr konnte bedauret, noch selbst zu willig begnadiget werden, wenn solcher bloß dem tiefen Unglücke, daß es ihm daran

fehlte, zuzuschreiben war: so wurde die Wunde, die er ihm beygebracht hatte, zuerst für gefährlicher gehalten, als sie zu gutem Glücke war. Des Königes Tod wurde von dem ganzen Hofe und von ihm selbst vermuthet. Es ist leicht zu begreifen, was für Bewegungen ein solcher Zufall erregen mußte.

Weil man ganz natürlicher Weise denken konnte, die Pompadour würde bey dieser Gelegenheit nicht ermangeln, hinzu zu eilen, um ihre Bekümmerniß wegen seiner Majestät zu bezeugen: so wurde eine starke Partey gemacht, ihr die Gegenwart zu verbieten. Der Bischof, welcher um den König war, trieb solches als eine gewissenssache. D' Argenson hieng seinen Privatempfindlichkeiten dadurch nach, daß er ihn nachdrücklich unterstützte. Die Pompadour zeigte sich darauf an der Thüre des Zimmers und hatte die Kränkung, daß ihr solche vor der Nase verschlossen wurde. Das war sehr zu bedauren. Die Hofleute verlohren dadurch einen von den allervollständigsten theatralischen Auftritten, welcher jemals konnte gespielet werden. Die Einbildung kann schwerlich mit allen ihren Kräften, in der malerischen Vorstellung, für sich selbst etwas so hohes ausbilden, als die Wirklichkeit vermuthlich würde gethan haben, wenn man sie zugelassen hätte. Der tragische Ton, die Bestrebung, in Trübsal groß und erhaben zu seyn, die zärtliche Furcht und Schrecken, die Angst, welche zu stark war, als daß sie konnte ausgedrücket werden, oder auch nur in gebrochenen Ausdrücken sich zeigte, waren

ren insgesammt ein reicher Zeitvertreib, dessen der Hof hierdurch grausamer Weise beraubet wurde. selbst, welcher die Auskramung dieser Geberdungen schmerzlich fehl geschlagen, war gezwungen, den ihr öffentlich also angethanen Schimpf zu verschlucken, wiewohl mit einem Magen, der, wie man sich einbilden kann, sehr wenig geneigt war, solchen zu verdauen.

Da aber die Wunde doch mehr nach der Wichtigkeit der Person, als nach ihrer wirklichen Beschaffenheit war geschätzet worden: so hörete gleich den folgenden Tag alle Beruhigung, wegen ihrer Gefährlichkeit auf; und in noch zweenen oder dreyen Tagen war der König ganz wieder hergestellet, sah Gesellschaft und fieng seine gewöhnliche Lebensart wieder an. Einer von seinen ersten Besuchen war bey der Madame von Pompadour, die ihn ganz in Thränen mit einem Gesichte und einer Stellung empfieng, welche geschickt zu dem Eindrucke eingerichtet waren, den sie ausgesonnen hatte. Auf ihre Glückwünschungen wegen seiner Genesung folgeten die rührendsten Beschwerden über ihn, wegen der Begegnung, die sie erfahren hatte. Sie schloß damit, daß sie gegen ihn anmerkte: „Weil sie fände, daß sie ausgeschlossen seyn müßte, ihm persönlich aufzuwarten, wenn es doch am meisten „ihre Schuldigkeit wäre, solches zu thun, und er „es auch am nöthigsten brauchte, so wäre es besser „für sie, daß sie sich in Zeiten hinwegbegäbe, und „ihren Feinden die boshafte Freude benähme, ihr „noch einmal eine solche Schande anzuthun.

Diese

Diese Drohung, sich hinweg zu begeben, welche selten von Frauenspersonen in ihrer Verfassung gemacht wird, außer wenn sie versichert sind, daß man sie nicht bey ihrem Worte halten werde, oder die es so oft höchst elend treffen würden, wenn man es thäte, hatte ihre völlige Wirkung bey dem Könige. Da er entschlossen war, ihr alle Genugthuung zu geben, die sie nur fordern konnte, und mehr, als sie hätte fordern dürfen: so verbannete er den gar zu gewissenhaften Bischof und noch drey oder vier Hofleute vom Hofe, die sich ihrem Eintritte am meisten widersetzet hatten. D'Argenson wurde ohne Milderung seiner Ungnade von seinen Bedienungen abgesetzet, Denn daß sein Neffe darinnen blieb, war keine; weil der junge Marquis von Paulmy d'Argenson, mit dem er zufrieden war, eine ganz andre Art von Aufführung gegen die Pompadour beobachtete, als der Oheim, welcher schon lange kein Geheimniß daraus gemacht, daß er sie verachtete; welche Gesinnungen sie herzlichst vergalt, und diese Gelegenheit nicht vorbey ließ, solches zu thun.

Paulmy d'Argenson behielt seinen Posten nicht lange nach seinem Oheime. Er wurde vor kurzem, im Jahre 1758, durch die Stärke der Zeitläufte von demselben vertrieben, weil er der Pompadour nur gar zu nachdrücklich bey ihren Anschlägen wider den Marschall von Etrees gedienet hatte. Ihre Gnade konnte ihn gleichwohl nicht retten. So wahr ist es, daß, wenn einmal Geschäfte auf einen so unordentlichen Fuß gesetzet sind, als eines solchen Frauenzimmers Grille, alles nur auf Gunst

ankömmt. Ihr widersprechen bringt Ungnade: sich nach ihr richten bringt dergleichen, weil die Folgen nicht auf sie, sondern auf denjenigen geschoben werden, der sich nach ihrem Willen richtet. Dieses letzte war des jungen Paulmy d'Argenson Fall, welcher nebst einem andern Staatsbedienten, Rouille, aus Gefälligkeit gegen die Marquisinn von Pompadour, dem Maillebois bey ihren Verbindungen wider den Marschall von Etrees beygestanden und geholfen hatten. Da sich nun solcher auf eine so edle Art, als er that, rechtfertigte: so mußten sie nothwendig dem gerechten Geschrey und der Rache des Volks aufgeopfert werden, bey welchem oftmals die unumschränkte Gewalt selbst genöthiget ist, sich in die Zeit zu schicken und gute Maaßregeln zu halten.

Was aber am meisten Erstaunen verursachte, war, daß der Herr von Machault, Siegelbewahrer, zu eben der Zeit, und ich denke an eben dem Tage, als der ältere d'Argenson, abgesetzet wurde. Denn Machault war an der Spitze einer ihm gerade entgegenstehenden Partey und man wußte, daß er der Pompadour ergeben war. Es ist wahr, daß er mit einiger Hitze wider die übermäßigen Ausgaben des Königes, vornehmlich bey seinen Petits-soupers, wozu die Spiel- und Ergötzlichkeitszimmer (apartements de plaisir) gezogen wurden, Vorstellungen gethan hatte. Denn was die Kosten wegen des Grand couvert oder der öffentlichen Tafel betraf, so können solche nicht überschritten werden, weil sie durch eine festgesetzte Einrichtung ordentlich bestimmet sind. Gleichwohl konnte ein so eitler Vorwand zu seiner

Erlassung, als der war, daß der König und die Pompadour, oder die Pompadour und der König, die Freyheit seiner Vorstellungen bey dieser Gelegenheit übel genommen, schwerlich überall seyn angenommen worden, wenn er nicht mit einem geheimnißvollen Wesen und dem Vorgeben, daß man um die Heimlichkeiten des Hofes wüßte, wäre vorgebracht worden.

Diejenigen aber, welche gewohnt sind, tiefer, als auf die Oberfläche der Sachen zu sehen, vornehmlich in Absicht auf die Höfe, bildeten sich ein, sie sähen bey diesem so scheinbar wider einander streitenden Nebenzufalle von Ungnaden die Fortsetzung und so gar den Beweis von einer Staatsklugheit, welche der Madame von Pompadour beständig beygeleget worden. Vielleicht ist ihre Muthmaßung überfein. Wenn das ist, so werden diejenigen, die es besser wissen, ein Recht haben, darüber zu lachen und zu spotten. Der Grund davon ist gleichwohl so merkwürdig und schildert ein Stück des französischen Charakters so stark ab, daß, es mag nun dasjenige, was daraus in Ansehung der Pompadour gefolgert wird, wahr oder falsch seyn, solcher nicht zu so vielem Vortheile kann unterdrücket, als vorgebracht werden.

Es können sich wenig Leute finden, die nicht von den Streitigkeiten zwischen der Geistlichkeit und dem Parlamente zu Paris sollten gehöret haben. Aber es mag vielleicht nicht so durchgängig bekannt seyn, daß die Materie des Streites so eitel ist, daß man sichs nicht einbilden kann; ja so gar eitel, daß man es von den Franzosen selbst, bey aller ihrer Neigung, aus Kleinigkeiten große ernsthafte Sachen zu machen,

chen, niemals sollte vermuthen können. Swifts berühmte Streitigkeit unter den Dickendern und Dünnendern in Lilliput ist, wenn man sie auf die eine Seite wendet, buchstäblich zu reden, von ungleich mehrer Wichtigkeit. Die Bestimmung, ob ein Ey besser an dem breiten, als spitzigen Ende aufzumachen sey, ist bey dem allen von einigem geringen Nutzen für das menschliche Geschlecht, und fällt wenigstens in die Sinne. Diejenigen spitzfindigen metaphysischen Religionspuncte aber, welche zuerst vom Jansenius aufgebracht worden, uud seit seinem Tode den Grund zu einer geistlichen und so gar weltlichen Spaltung in Frankreich gegeben, sind vollkommen nichtsbedeutend und so gar ungemein lächerlich, ausserdem aber selbst ihrer Natur nach von allem menschlichen Verstande in Ewigkeit nicht zu entscheiden. Derjenige, welcher sie erfunden, die Geistlichkeit, die sich ihnen widersetzte, das Parlament, welches ihnen anhieng, können alle auf gleiche Art und nothwendig gar nicht gewußt haben, wissen es noch nicht und werden es auch niemals wissen, auf welcher Seite von der Frage das Recht ist; ja wenn solche auch entschieden wäre, so würde sie nicht einer Nadelspitze werth zur Ruhe und Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts beytragen, unterdessen aber läßt man sie stören. Das Parlament scheint in der That sehr den Vortheil zu haben, was die Gerechtigkeit anbetrifft, weil dessen Wirksamkeit angewandt worden, das Volk von der Tyranney der Geistlichkeit zu erlösen, welche hartnäckig darauf erpicht ist; daß es die Bulle Unigenitus hinunter schlucken soll. Allein, eben

diese Wirksamkeit, so löblich sie auch nach ihren Bewegungsgründen ist, möchte doch vielleicht besser seyn angewandt worden, wenn das Parlament, anstatt daß es diejenigen Beglaubigungsscheine zu seinem Gegenstande genommen, die man von den sterbenden Personen verlangte, daß sie keine Jansenisten wären, eine Tyranney, die wegen ihrer großen Ungereimtheit und Unvernunft bald von selbst müßte aufgehöret haben; wenn es statt dessen, sage ich, sich wider des Hofes Unterdrückung der Unterthanen mit überhäuften Steuren und unerträglichen Abgaben gereget und nicht etwas wirkliches aus dem Gesichte verlohren hätte, um einem Schatten nachzujagen.

Bey dem wirklich gegenwärtigen Zustande der Sachen war es für beyde Parteyen natürlich, auf den König zu sehen, als welcher vermögend war, der Sache ein großes Gewicht zu geben, was für eine Seite er auch wählen mochte, ob ihn gleich die Geistlichkeit nicht für ihren Richter erkennet. Dieser Vorzug zu richten, ist, wie es scheint, einem kleinen italiänischen Pfaffen vorbehalten, welcher auf eine canonische Weise überalt genug geworden, auf den päbstlichen Stuhl erhoben zu werden, und folglich oftmals kindisch ist. Nun bilde man sich ein, was für Anspruch ein solcher Mann auf die Unfehlbarkeit in seinen Aussprüchen machen könne, welche Gott allein eigen ist.

Es kam aber doch noch viel darauf an, daß sich der König selbst erklärte; und weil so viel darauf ankam, so läßt sich vernünftiger Weise muthmaßen,

maßen, daß er nicht wenig verlegen war, was für eine Partey er ergreifen sollte.

Sollte er zugeben, daß die Geistlichkeit das Parlament unterdrückte: so stund zu befürchten, das Parlament würde seinen eiteln Gegenstand des Streits fahren lassen, und, wenn auch nur aus Rache, zu einer weit gehörigern und wichtigern Betrachtung schreiten, nämlich wie man dem Volke die Last erleichtern sollte, welches von den Abgaben und Plackereyen ganz ausgesogen wurde. Es ist wahr, das Parlament hat nicht das Ansehen, die Würde und den Nachdruck des großbritannischen: aber doch schon der bloße Name des Parlaments führet selbst in demjenigen Lande, wo dessen Privilegien so erbärmlich verkürzet sind, in seinem Klange etwas günstiges für den Unterthan mit sich. Die Erklärung, daß die vom Hofe ausgegangenen Rentbefehle für wahr und richtig befunden worden, welches für eine nothwendige Förmlichkeit, aber auch für nichts weiter, als eine Förmlichkeit, gehalten wird: und das Recht der Vorstellung, welches dem Parlamente noch immer beybehalten worden, sind Umstände, welche nebst seinem Ansehen bey dem Volke nicht zulassen, daß dessen Meynungen ganz nichtsbedeutend sind.

Sollte auf der andern Seite hingegen der König durch eine gar zu merkliche Parteylichkeit dem Parlamente Raum geben, die Geistlichkeit in Ordnung zu bringen: so würde er die Abneigung und so gar die Empörung dieses fürchterlichen Körpers zu befürchten haben; dessen Einfluß bey dem ge-

meinen Haufen des Volks gar zu wohl bekannt ist. Denn ob es gleich von Natur dem Triumphe der Geistlichkeit über das Parlament nicht geneigt seyn möchte: so würde es doch bey irgend einigen Scheine, daß sie verfolget würde, nicht weniger fähig seyn, von deren Lärmbläsern aufgebracht zu werden, und in einen allgemeinen Sturm auszubrechen. Die Religion ist in Gefahr! würde das Feldgeschrey seyn: und was gilt Vernunft, wenn sie der Wuth des aufgebrachten Aberglaubens entgegen gesetzet wird?

Weil außer dem des Königs großer Gegenstand war, von beyden Seiten, von der Clerisey so wohl, als von den Layen, Geld zu erhalten: so möchte, wenn er einer von beyden Parteyen gar zu sehr zuwider gewesen wäre, solches in der Folge seine eigne Gewalt über beyde gar zu sehr geschwächet haben.

Da dieser Doppelschluß so augenscheinlich war: so befand er sich folglich in großer Verlegenheit, wie er verfahren sollte. Es war der erhabnern Spitzfindigkeit und Verschlagenheit der Pompadour vorbehalten, ihn davon zu befreyen. Wenigstens hatte sie den Ruhm und das Verdienst davon. Ihr Rath war, der König sollte, in Betrachtung, wie die Sachen stünden, den Mantel auf beyden Achseln tragen und keiner Partey das Uebergewicht lassen, sondern bey Gelegenheit das Gewicht seines Einflusses in die leichte Schaale werfen. Mittler Zeit sollte er bedacht seyn, ihnen ihr Bein, die Janisesterey zu lassen, daß sie dar-

über

über gegen einander gnurren und sich die Zeit damit vertreiben möchten.

Dieser letzte Punct von dem Rathe hatte die Absicht, daß, wenn sich der König bey Gelegenheit mit seinem Ansehen dazwischen legte, solches dafür angenommen würde, als wenn es den Grund des Streites beträfe, wofern bey einem solchen Hirngespinnste kann gesagt werden, daß es einen Grund habe. So schwach und unbeträchtlich er auch bey der allgemeinen Kenntniß nicht nur davon, daß dieser Streit ein bloßer Zeitvertreib sey, sondern auch von den Bewegungsgründen des Hofes ihn zu unterhalten, war: so hatte die vorgesetzte Wirkung dennoch nicht weniger ihren Erfolg. Es würde ein Wunder gewesen seyn, wenn sie ihn nicht gehabt hätte. Diejenigen, welche die Beschaffenheit des Parteyeifers kennen, wissen, daß er überall einerley ist, und stets desto vester an seinem Gegenstande klebet, nachdem solcher klein und geringschätzig ist, wozu er so oft nicht die Entschuldigung hat, daß er blind ist, oder das Daseyn unendlich weit wichtigerer Dinge nicht einsieht, die seine Aufmerksamkeit erfordern, und wenn sie deswegen hintangesetzet werden, verderblich fallen.

Daß die Madame von Pompadour die Urheberinn von diesem Staatsgriffe einer Politik gewesen, hat man große Ursache zu glauben, daß man aber solchen ausgeübet, ist gewiß. Auf der einen Seite wurde das Parlament, auf der andern der Erzbischof zu Paris wechselsweise verbannet. Dieses beweist nebst vielen andern Zufällen von der

Art deutlich, daß der König diesen Entwurf, auf beyden Achseln zu tragen, in der Ausübung angenommen habe. Nichts aber machet es klärer, noch dem Antheil der Madame de Pompadour daran verdächtiger, als die Erlassung ihres Lieblinges Machault, gerade zu eben der Zeit, da d'Argenson ihr aufgeopfert ward. D'Argenson wurde, wie angemerket worden, dafür angesehen, daß er das Haupt von der Partey der Geistlichkeit und Machault das von des Parlaments seiner sey. Damit die Geistlichkeit nicht gar zu großen Argwohn über die Ungnade ihres Vorfechters schöpfen möchte: so konnte der König, welcher in dem Charakter eines Balanciermeisters, den er angenommen hatte, immer fortfuhr, sich wohl selbst, als Schiedsrichter und den Verdacht zu stillen, für verbunden erachten, einen Minister von sich zu lassen, welcher diesem Körper dadurch, daß er der Sache des Parlaments wohl wollte, schädlich wäre. Diese Erlassung aber würde vermuthlich nicht ohne die Einwilligung der Pompadour Statt gefunden haben: doch sie machte sich kein Bedenken, wie es scheint, viel lieber einen Freund aufzuopfern, als ihre Rache an einem Feinde zu verlieren. Weil eines ohne das andere nicht geschehen konnte, oder wenigstens nicht ohne gar zu große Verletzung des politischen Systems der Neutralität: so wird vermuthet, daß sie es selbst angegeben.

Der Unterschied, wie beyden Ministern begegnet wurde, offenbarte gleichwohl deutlich genug den Unterschied der Bewegungsgründe, warum ihnen ihre Bedienungen genommen wurden. Dem Herrn d'Ar-

d'Argenson wurde sie ganz schlecht weg und ohne den geringsten mildernden Umstand entzogen: doch wurde er sehr wenig bedauert. Weil er außer seinem steifen und verdrießlichen Wesen und seiner harten Gemüthsart, sowohl in seinen Meynungen, als in der Ausübung ein großer Eiferer für die eigenmächtige Gewalt war: so war das Volk überhaupt eben nicht sehr misvergnügt darüber, daß er einen Streich davon fühlte, ob man auch gleich wußte, daß er die Pompadour haßte. Machault hatte ein großes Jahrgeld, und es wurden ihm alle kriegerischen Ehrenbezeugungen, wie sie es nennen, zugestanden. Weil er auch der redlichere Mann von beyden war: so wurde er mehr bedauert; und daß er auf des Volks oder des Parlaments Seite zu seyn schien, machte seine Gefälligkeit für des Königs Maitresse einigermaßen wieder gut.

Unterdessen war die Folge für die Marquisinn von Pompadour, von der Meynung, als ob sie dem Könige diesen Rath gegeben hätte, bey beyden Parteyen das was natürlicher Weise zu erwarten war, das folgen würde, nämlich die Verabscheuung von beyden. Beyde fühlten, daß sie dadurch zum Spielwerke ihres Ehrgeizes gemacht worden, ohne daß sie sonst außer dem die geringste Bekümmerniß oder Achtung für eine oder die andre hätte. Aber selbst die neutralen und überhaupt alle, die ihrem Könige und Lande wohl wollten, bewunderten den Entwurf selbst eben nicht sehr. Sie fanden mehr weibliche Verschlagenheit als männliche Klugheit darinnen. Sie gestunden, er wäre gut

genug ausgesonnen, zu dem gegenwärtigen Vorsatze zu dienen, dem Volke mit mehrerer Leichtigkeit für den Hof die Federn auszurupfen; sie hielten ihn aber nur für eine gefährliche Bemäntelung, welche das Uebel nicht hebe, sondern es mit der Zeit in seiner innern Gährung nur mehr Stärke gewinnen ließe. Es schien außer dem eine Art von Schande für die Oberherrschaft zu seyn, daß sie aus gewinnsüchtigen Absichten verschöbe, einen Frieden nachdrücklich wieder herzustellen, welcher nicht zu bald zwischen den streitenden Parteyen wäre befördert worden, wofern die Ruhe der Unterthanen dem Könige so lieb gewesen, als ihr Geld. Im Grunde war es eine Art von Kunstgriffe, der, was die Anständigkeit betraf, nicht erhabener war, als wenn ein kleiner Anhetzer eine Zänkerey unterhält um nur dadurch etwas zu gewinnen.

Inzwischen stimmten alle Stände, alle Klassen des Volkes in einem einzigen Puncte, nämlich dem Hasse der Pompadour, mit einander überein. Vornehmlich konnten sich die Pariser nicht enthalten, ihr die öffentlichsten Kennzeichen davon zu geben. So oft sie nur nach Paris kam, so lief der Pöbel in Menge ihrer Kutsche nach, schrie spöttisch hinterher, und überschüttete sie mit Schimpf- und Schmähworten und Verfluchungen. Dieses Verfahren wurde zuletzt so unerträglich stark, daß glaublich gesagt wird, sie habe sich seit einigen Jahren nicht getrauet, dahin zu gehen, wofern es nicht vielleicht unbekannter Weise geschehen ist.

Eben so wenig ist sie auch in dem ganzen Königreiche beliebt. Die Nation überhaupt hat den

äußersten Abscheu vor ihr, wovon viele Ursachen angegeben werden.

Das Volk ist selten den Maitressen der Könige gewogen. Sie halten dafür, der König sey so hoch zu der Anständigkeit eines guten Beyspiels gebohren, daß sie es niemals gut aufnehmen, wenn er gar zu offenbarlich ein schlechtes giebt; aber auch selbst alsdenn fällt ihre Erbitterung hauptsächlich auf die Person, welche die Ursache von der Unordnung ist. Sie erwarten es schwerlich und wünschen es auch nicht, daß er nicht galant seyn sollte: sie erfodern aber, daß er wohlanständig dabey sey. Denn sonst wird er so angesehen, als wenn er nicht allein mit seinem eigenen Vergehen, sondern auch mit allem demjenigen beladen sey, welches durch die Nachahmung seiner hervorgebracht wird, und welches sich allezeit nothwendig sehr weit erstrecket.

In Absicht auf die Pompadour besonders aber finden sich viele Umstände, die es noch vergrößern; die Niedrigkeit ihrer Herkunft, und daß sie eine verheyrathete Frau ist, die mit Gewalt und nach Belieben ihrem Ehemanne weggenommen worden, und seinem Rechte zum Trotze gehalten wird, welches Recht man doch allezeit für heilig achtet. Seine nachher abgenöthigte Beruhigung machet nichts gut; sie beweist nur bloß die Unterdrückung bey der eigenmächtigen Gewalt oder seine Niederträchtigkeit. Es ist gleichwohl nicht unwahrscheinlich, daß viele wider dieses Verfahren des Königs geschrien haben, denen es nur allein im Herzen leid gewesen,

daß es nicht ihre eigene Frau seyn sollen, die der König so weggenommen hatte.

Es wurde auch durchgängig übelgenommen, daß unterdessen, da die Königinn und die Töchter von Frankreich nur bloß so viel zu ihren Ausgaben angewiesen hatten, als ihrem Range gemäß war, die Pompadour nebst ihrer Familie sich in unermäßlichen Reichthümern herumwälzen und alle königliche Gnadenbezeugungen und Schätze des Königreiches zu ihrer Willkühr haben sollte.

Außerdem konnte es dieser Nation eben nicht sehr angenehm seyn, daß sie die größten und geschicktesten Staatsminister und Feldherrn bey dem Heere entweder in eine knechtische nur durch Gunst erlangte Abhängigkeit von einem geringen Weibe von schlechter Herkunft, gesetzet oder auch ihren kleinen Leidenschaften der Eitelkeit oder Rache aufgeopfert sah; da doch diese Person auf eine so unverantwortliche Art in die Höhe gehoben worden, und beständig Merkmaale davon gab, daß sie den Kunstgriff, wodurch sie den König regierte, fälschlich für eine Fähigkeit, das Königreich zu regieren, annahm.

Einer von ihren nicht geringsten Vorwürfen war auch der ungeheure feile Verkauf der Aemter, welchen sie gänzlich zu ihrem eignen Gewinnste und zum sichtlichen Verderben des Besten der Nation eingeführet hatte, welche nothwendig durch Personen übel bedienet werden mußte, welche ihre Aemter gekauft hatten, und daher auf nichts weiter dachten, als wie sie den meisten Nutzen von ihrem Kaufe ziehen möchten.

möchten. Frankreich selbst schien von ihr den meist-bietenden zu feilen Kauf ausgesetzt zu seyn.

Es findet sich in der That eine gemeine Beschuldigung des Volks wider sie, welche wegen ihrer Ungereimtheit kaum eine Wiederholung verlangen würde, wenn bey einem Vermögen, wie das ihrige, und in diesen Zeiten, wo die Wahrheit ihren Aufenthalt bey den Gegenfüßlern der Wahrscheinlichkeit genommen zu haben scheinet, etwas durchaus unglaublich könnte genannt werden.

Man hat gesagt, sie habe mit dem Könige in Preussen Unterhandlungen gepflogen, die Oberherrschaft über Neuschatel, eine Provinz in der Schweiz, von ihm zu kaufen, ja, der Vertrag sey geschlossen, mit dem Vorbehalten, solchen zu gehöriger Zeit bekannt zu machen, und das Geld sey wirklich dafür bezahlet worden, wiewohl zu einer Zeit, da Frankreich mit ihm Krieg führte, welches ein Art von Verrätherey seyn würde. Es läßt sich also wohl sagen, daß es diesem Vorgeben an Beweise fehle. Der Bewegungsgrund, welcher zu diesem Kaufe angegeben wird, ist, daß die Pompadour, welche allen den Haß gar wohl einsieht, den sie sich zugezogen hat, und die Gefahr erkennet, worein sie bey des Königs Ableben gerathen würde, ihren mächtigen und zahlreichen Feinden zum Raube zu werden, sich aus weiser Vorsorge bey Zeiten eine solche sichre Zuflucht zu verschaffen zum Augenmerke haben könnte.

Ihr Anschlag würde seyn, daß sie sich bey der ersten ernstlichen Besorgung für des Königs Leben in eine Postkutsche setzte, und so geschwind als sie

könnte,

könnte, nach ihren eignen Herrschaften eilte. Wer weis auch, ob irgend etwas wahres dabey ist, wie denn höchst wahrscheinlich nicht das geringste an dieser ganzen Anführung ist, als daß sie sich selbst, weil sie doch keine Kinder hat, und auch wohl keine bekommen wird, das Ansehen geben will, diese Erwerbung, zur Nachahmung der römischen Flora, nach ihrem Tode, der Krone Frankreich zu schenken?

Jedoch ob es gleich eine ausgemachte Sache ist, welche keine zweifelhafte Auslegung zuläßt, daß Ehrgeiz, Eitelkeit, Uebermuth und List wesentlich ihren Charakterausmachen: so muß man doch nicht denken, daß nicht auch einige Tugenden oder Anscheinungen von Tugenden mitten unter diesem Schutte hervor blitzen. Es würde vergebens seyn, wenn man sich einbilden wollte, daß sie alles das, was sie ausgeführet hat, ohne den Beystand einiges Verdienstes, einiger guten Eigenschaften hätte thun können, welche ihren schlimmen das Wort reden, sie übertünchen, und so gar zu ihrer Wirkung etwas beytragen.

Zuerst erhellet nicht, daß bey aller Scharfsichtigkeit der Welt Materie zu ihrer Beschuldigung zu entdecken, sie jemals Anlaß gegeben, ihr einige von denen groben Galanterien vorzurücken, zu deren Verdachte schon der bloße Klang einer königlichen Maitresse gemeiniglich leitet, und wovon man vermuthlich erwartet hat, daß diese Geschichte damit würde beseelet seyn. Allein, die Wahrheit bringt ein Vergnügen mit sich, welches zu erhaben ist, als daß es diese fehlgeschlagene Vermuthung nicht ersetzen sollte. Außer ihrem Fehltritte mit dem Könige hat man ihr nicht vorzuwerfen, daß es

ihr

ihr an Tugend fehle. Allein, dieserwegen ist sie nicht um ein Tüttelchen für schätzbarer zu halten. Es kann ihr in der That zur Materie dienen, bey ihrem königlichen Liebhaber damit zu prangen: von der übrigen Welt aber wird eben diese ihre Keuschheit nicht so wohl einer natürlichen Unempfindlichkeit und der mehr und mehr niederschlagenden Wirkung ihrer zunehmenden Unordnung, sondern vielmehr demjenigen zugeschrieben, daß sie von den bloß eigennützigen Leidenschaften gar zu sehr durch und durch eingenommen ist, als daß sie zu den Regungen der Liebe oder auch nur zu der Neigung von Galanterie fähig seyn sollte, die so oft für Liebe gehalten wird, ob sie wohl ihren Namen vergebens annimmt; und für welche die Natur, die mächtige Mutter von beyden, weit mehr zu sagen hat, als für diejenigen Laster, welche sie mit ihrer Ausschließung besitzen. Man würde dafür halten, es wäre ihr weit eher zu verzeihen, wenn sie den Vorwand gehabt hätte, daß sie den König liebte: allein, er ist vielleicht der einzige auf dem ganzen Erdboden, welcher ihr die Ehre anthut und glaubet, daß sie dazu vermögend ist, oder in der That noch sonst einen lieben kann, als sich selbst.

Es ist schon vorher angemerkt worden, daß sie alle ersinnliche Vollkommenheiten, alle Gaben zu gefallen hat. Glücklich genug, daß sie nicht ohne Witz und so gar mit einem großen Vorrathe davon gebohren ist, hat sie ihn sehr ausgebessert; und was noch mehr ist, sie liebet oder stellet sich wenigstens, ihn auch an andern zu lieben. Bey allen ihren

Nieder-

Niederträchtigkeiten hat sie doch nicht diejenige so verworfene, so vollkommen verächtliche und dabey so sehr gemeine Niederträchtigkeit der angemaßten falschen Mäcenen dieser Zeit, welche vermittelst eines gnädigen Ansehens vorgeben, daß sie ihn hochschätzen, ohne daß sie gereizet werden, ihn aufzumuntern; und selbst, wenn einmal mit großer Mühe einige kleine Wohlthat von ihrer Eitelkeit abgezwacket wird, oder auch von ihrer Grille oder guten Laune einmal ein ungefähres Glück abfällt: so ist es gemeiniglich mit einer solchen niederträchtigen und übermüthigen Auskramung von Hoheit begleitet, daß es viel eher eine Beschimpfung, als eine Gnade ist. Da sie einsah, daß, durch ihren Umgang mit denen, die wegen ihres Geistes und ihrer Wissenschaft in Ansehen stunden, so viele schätzbare Endzwecke zu erreichen waren, wenn es auch weiter in nichts gewesen wäre, als ihren eigenen Verstand zu verbessern und zu schärfen, nichts von dem Vergnügen zu sagen, welches darinnen kann gefunden werden, und tausend andern, die mehr nach der Mode sind, vorzuziehen ist: so that sie sich die Ehre an, denjenigen zu schmeicheln, günstig zu seyn und wesentlich zu dienen, welche diese Vorzüge hatten.

Der König selbst wurde niemals dafür gehalten, daß er sehr große Lust an gelehrten Männern hatte, und in der That das allgemeine Stillschweigen derselben von diesem Puncte machet eine Art von stiller Verdammung. Es beweist wenigstens, daß seine Hintansetzung derselben ihre Verachtung verdienet hat; denn wahrer Witz ist noch niemals undankbar gewesen.

sen. Er ist gegentheils vielmehr nur gar zu sehr geneigt, in den andern entgegen gesetzten Fehler zu gerathen, wie solches alle die übertriebenen Schmeicheleyen beweisen, welche Augusten und Ludwig dem XIV. bezahlet worden.

Es war also nur ein größer Verdienst an der Pompadour, den König in dieser seiner Verschanzung von Abneigung vor dem Witze und gelehrten Verdiensten zu überwältigen. Damit sie nicht allezeit ihren Einfluß bey ihm auf eine tadelhafte Art brauchte: so verschaffte sie dem ältern Crebillon ein Jahrgeld von sechs tausend Livres oder ungefähr dreyhundert Pfund Sterling. Ein anders erhielt sie für die Mademoiselle Lussan, eine sinnreiche Schriftstellerinn. Sie unterhielt und beförderte Marmontels Bestes. Mit Voltairen stund sie stets auf einem guten Fuße. Ihre Aufführung gegen den Abt le Blanc, der hier vornehmlich durch seine Briefe von der englischen Nation bekannt ist, wovon er, wie augenscheinlich erhellet, so wenig gewußt hat, ist nicht ganz so schön. Sie hatte ihn vermocht, daß er als eine Art von Mentor bey ihrem Bruder, dem Marquis von Marigny, mit ihm die Reise nach Wälschland thäte. Weil dessen Ungezogenheit gar bald ein Misverständniß unter ihnen verursachte: so kamen sie eben nicht sehr vergnügt über einander wieder zurück. Die Schwester, als nur gar zu sehr Schwester, trug Sorge, daß der Abt, anstatt der großen Gnadenbezeugungen, wozu sie ihm Hoffnung gemacht, überall nichts, als Abweisungen bey seinem Gesuche antreffen möchte.

Endlich lohnte sie ihn mit demjenigen ab, was viel eher für eine recht fein ausgedachte Verspottung, als für ein Kennzeichen der Achtung konnte gehalten werden; nämlich mit der Stelle eines Geschichtschreibers bey eben diesem ihrem erlauchten Bruder in seinem Departement als Oberaufseher über die Gebäude; welche Stelle so beschaffen ist, daß man schwerlich eine niedrigere ausdenken kann, ausgenommen die Stelle eines Geschichtschreibers bey ihr selbst; und es konnte dem Vorwurfe davon wohl durch nichts begegnet werden, als durch die Betrachtung, daß die Geringschätzigkeit der Person durch die Größe und Wichtigkeit ihrer Verbindungen ersetzt würde.

Sie muß aber auch einigen Ruhm wegen ihrer Wohlthätigkeit überhaupt gegen witzige und gelehrte Männer verdienen, ihr Bewegungsgrund mag auch seyn, welcher er will. Die Freygebigkeiten, welche sie dem Könige einflößte, waren ein Verdienst sowohl für sie als für ihn, in dessen königlichem Stande sie nur eine Schuldigkeit waren, woran ihn zu erinnern ihm in der That recht und gesetzmäßig gedient war. Der größte Theil der Ehre davon floß also wieder auf sie, von deren Einflusse sie hergekommen waren, wie man ziemlich durchgängig erkannte; indem man keine große Ursache hatte, sich einzubilden, daß sie aus seiner eigenen besondern Gnade und bloßen Bewegung zur Wirklichkeit kommen würden.

Darneben verabsäumet sie auch nicht die Beschützung der andern freyen Künste, der Musik, Malerey, Bildhauer- und Baukunst. In der That

hat

hat es anfänglich ein wunderliches ungeschicktes Ansehen, daß sie ihnen ihren geschmacklosen Bruder als Oberaufseher vorgesetzet. Weil sie aber seine Mängel wohl wußte, und die Gerechtigkeit, solche zu ersetzen, kannte: so verwaltete sie selbst in gewisser Maaßen dieses Amt für ihn. Alle Künstler in diesen verschiedenen Arten wandten sich an sie: und es findet sich kein großer Künstler, den sie nicht hervor ziehet, und aufmuntert. Sie besuchet nicht allein in Person die Werkstätte derjenigen, welche in mechanischen Künsten arbeiten, sondern bringt auch den König mit sich, welchem sie deren besondre Verdienste anzeiget und empfiehlt. Für einige hat sie Jahrgelder, Wohnungen in dem Louvre und andre Vortheile und Vorzüge erhalten. Die Tapetenarbeiter bey den Gobelinen und die Teppichmacher der Savonnerie haben ihren wohlthätigen Einfluß gefühlet.

Sie ermangelt auch nicht, mit allen diesen löblichen Aufmerksamkeiten eine gehörige Parade zu machen, indem sie dienen, so wie sie es thun müssen, sie bey dem Könige in ein ehrwürdiges Licht zu setzen, welcher nothwendig die Fähigkeit derselben und dabey ihre Neigung, ihm Ehre zu machen, sehen muß. Sie dienen auch der Nation selbst von der bekannten Wirkung und Macht der königlichen Huld und Gnade, große Künstler in ihren mancherley Künsten und besonders in denen zu erwecken, welche zu ihrem Gegenstande entweder diejenigen öffentlichen Auszierungen haben, welche ein Land herrlich machen und eine vortheilhafte Versammlung von Fremden dahin ziehen; oder auch diejenigen

Stücke, welche die übermäßige Pracht zu einer Art von Nothwendigkeiten des Lebens gemacht hat, und die daher, wenn sie nicht daheim gefunden würden, auswärtig würden gesuchet werden, wodurch mit großem Schaden das Geld aus dem Lande geht.

Sie war aber nicht, wie es scheint, zu einer Ausnahme von der großen und allgemeinen Regel vorbehalten, daß kein vollkommen wahrer Geschmack bestehen kann, wo ein Mangel von erhabenen Gesinnungen, oder von derjenigen höhern Würde des Geistes ist, wovon es nicht scheint, daß sie jemals die Ehre gehabt habe, solche zu kennen. Sie konnte sich nicht enthalten, in den Strom der Nationalneigung der Franzosen zu Tändeleyen und falschen Künsteleyen des Geschmackes zu gerathen. Wurden die schönen und gründlichen Künste von ihr unterstützet: so war sie denjenigen eiteln und leeren Künsten eben so günstig, welche in dem Solde der weibischen Niedlichkeit oder eiteln Neugier stehen. Ausstudierte Zierrathen an Kleidern, neue Erfindungen von Moden, Spielwerke, Weiberschmuck, Veränderung der Zimmer für jede Jahreszeit, artig angegebenes u. fein ersonnenes Hausgeräthe, kurz, alle die kostbaren Kleinigkeiten der phanthasiereichen Verschwendung schienen ihre Gunst mit den edlern Gegenständen der Geschicklichkeiten und Gaben zu theilen, nach Art eines Frauenzimmers, welches ihr Lächeln unter einen vernünftigen Mann und Gecken so gleich vertheilet, daß es schwerlich zu sagen ist, welcher vorgezogen wird. Die Welt ist aber doch selten auf die günstige Art eines Zweifels geneigt, sondern vermuthet gemeiniglich, weil diese beyden

Chara-

Charaktere von Natur nicht gemacht sind, in Vergleichung mit einander zu kommen, daß sie innerlich mehr dem Aergsten geneigt sey, und daß ihre äußerliche Achtung für den andern ihr bloß zu einem Deckmantel oder als eine Art und Verfassung diene, ihren Ruhm, daß sie Geschmack habe, zu erhalten.

Es ist gesagt worden, Madame Pompadour habe einen auserlesenen Geschmack. Weil man aber beobachtet hat, daß solches nicht mit einer kleinen Seele, einem falschen Herzen, oder einem gezierten Wesen von ungeziemenden Vorzügen: so würde es vielleicht eigentlicher geredet seyn, wenn man sagte, sie hätte eine ungemeine Phantasie. Es könnten viele Beweise davon gegeben werden: doch einer mag genug seyn.

Bey einem Besuche, welchen der König bey ihr zu Bellevüe, dem schönen Sitze, abstattete, den er für sie mit so verschwenderischen Unkosten hatte erbauen lassen, daß der Kunst nichts an Erfindung, und der Pracht nichts an Kunst fehlte, führte ihn Madame von Pompadour, die zu seiner Aufnahme geschickt war, in ein Zimmer, an dessen einem Ende sich Flügelthüren in ein Parterre öffneten, welches mit ihm in gleicher Reihe fortgieng. Es war in dem tiefsten Winter; und das erste, was ihm in die Augen fiel, war ein Garten, der aus einer Reihe von Blumengefäßen bestund, und waren die darinn enthaltenen Blumen, in voller Blüthe mit allen den lebhaftesten Farben des Frühlinges; da zugleich in eben dem Augenblicke sein Geruch mit einer Ausdünstung von ihren süßesten natürlichen Gerüchen ge-

rühret wurde. Dieses konnte gleichwohl nur eine augenblickliche Verblendung seyn; weil die Blumen keine andre als durch die Kunst gemachte von Porcellan waren, in der genauesten Nachahmung der Natur: und der Geruch, den sie ausdünsteten, rührte davon her, daß jede Blume mit ihrer besondern Essenz stark besprenget war.

Dieser Betrug schien dem Könige in der That sinnreich zu seyn: er gab aber den Hofleuten Anlaß zu einer Anmerkung, daß nichts in oder außer der Natur seyn könnte, worein sie nicht vorzüglich den Geist der Kunstgriffe zu hauchen das Geheimniß hätte. Da dieser Begriff von ihr durchgängig die Oberhand hatte, wozu sie aber gleichwohl hinlängliche Ursache genug gegeben: so machte er alle ihre Handlungen dessen verdächtig, und keine so sehr, als die allerscheinbarsten. So gar der Zoll der Betrübniß, den sie bey Gelegenheit, und es konnte wohl seyn, unverstellter Weise dem Gefühle der Natur bezahlte, wurde ganz und gar nicht angenommen, ihr die Ehre zu bringen, welche sie ihr zu bringen verdiente, wenn es auch nur wegen ihrer Achtsamkeit wäre, den Schein der Schuldigkeit und Menschlichkeit zu erhalten, sondern vielmehr als ein listiger Mißbrauch derselben zu den Absichten der Falschheit und Anmaßung ausgedeutet.

Als Herr le Normant von Tournean, welcher in dem Charakter ihres vermuthlichen Vaters so viele Sorge für ihre Erziehung getragen hatte, von dem Schlage gerühret wurde, woran er auch starb, nachdem sie schon lange bey dem König in Gnaden gewesen: so eilte sie auf die erste Nachricht von seiner Gefahr nach Estiolles, einem Sitze und Gute, wovon

ihr Ehemann Normant, sein Neffe, den Zusatz zu seinem Namen angenommen hatte, unter welchem er am meisten bekannt ist. Sie sah den Oheim, welcher damals da war, aber ohne Empfindung und Hoffnung zur Genesung. Die gewaltsamen Zeichen, die sie von der Bekümmerniß gab, waren höchst wahrscheinlich oder wenigstens größten Theils, wirklich und unverstellt. Es würde eine so viehische Unempfindlichkeit, eine gar zu abscheuliche Undankbarkeit gewesen seyn, wenn sie nichts wegen des Verlustes eines Mannes gefühlet hätte, welcher durch diejenigen Vollkommenheiten, die er ihr gegeben, den Grund zu demjenigen geleget hat, was sie für ihr gutes Glück schätzet, so wenig als es auch zu beneiden ist. Sie hielt sich vierzehn Tage lang an diesem Orte auf, und verschmerzte ihr Leid, wobey sie die Vorsicht gehabt hatte, dem Herrn d'Estiolles ihre Reise zu wissen zu thun, damit er nicht dahin kommen möchte.

Man darf es auch nicht unangemerkt vorbey gehen lassen, daß sie stets große Achtung für Paris von Montmartel hegte, welcher nebst le Normant von Tournean ihre Mutter gehalten hatte. Sie mochte nicht gern in ihm einen Mann angreifen, wovon sie nicht gewiß seyn konnte, ob er nicht ihr eigner Vater wäre. Außer der großen Zufälligkeit, daß es wohl seyn könnte, war die Gestalt ihres Gesichts seinem sehr ähnlich. Gegenwärtig wird er für ihren ersten Minister gehalten.

Was den Herrn d'Estiolles, ihren so grausamer Weise verlassenen Ehemann betrifft, welche dadurch, daß er sie so vielen Einwürfen zu Trotze heyrathete, ihr erstes und bestes Glück gemacht hat: so offen-

 barte

barte ihre Aufführung gegen ihn bey seiner Zurückkunft nach Paris von Avignon, wohin er ihrentwegen verbannet gewesen, und wo er bey nahe gestorben wäre, die Vermischung von Licht und Schatten klärlich, die sich in ihrer Abschilderung zeiget, worinnen gleichwohl der letzte so stark den Vorzug hat. Sie zeigte in der That in einer Entfernung einige Ueberbleibsel von Achtung gegen ihn: allein alle die Merkmaale, die sie ihm davon gab, waren so handgreiflich mit Eitelkeit, und besonders mit demjenigen Kunstgriffe verfälschet, welcher das unterscheidende Kennzeichen ihres Charakters ausmacht, daß das größte Verdienst davon durch die Unvollkommenheit des Stempels des Herzens darauf verlohren gieng. So gar ihre scheinbarsten Handlungen einer Vergütung gegen ihn schienen ihren Ursprung mehr von ihrem albernen Stolze einer Maitresse des Königes, als von ihrer Zärtlichkeit gegen einen beleidigten Ehemann, zu haben, vor welchem sie auch mitten in aller ihrer gegenwärtigen Verschanzung von Hoheit doch einige Furcht haben mußte; denn Schuld ist allezeit feige. Allein, was auch nur ihr Bewegungsgrund seyn mochte, so konnte man versichert seyn, daß sie alle zusammen etwas von einer heimlichen Absicht und List bey sich führten, auch so gar da, wo die Natur derselben keine zu erfordern schien, gerade so, wie es einige Leute giebt, die von Natur bey gleichgültigen Sachen lügen, bloß des Lügens wegen; und in der That, was kann es wohl für eine List geben, die sich nicht genau in eine Lüge in dem Thun und Lassen oder in Worten auflösen läßt?

Er war, wie zuvor angemerkt worden, in ein freyes ungebundenes Leben gerathen, und hielt sich eine Anzahl von geringen Menschern. Die Pompadour, welche sich des Aergernisses davon annahm, wie sie denn auch wohl thun mochte, weil sie die Gelegenheit dazu war, bildete sich ein, es würde solchem dadurch abgeholfen werden, wenn man ihm eine förmliche Maitresse verschafte; eine Maitresse von einem gewissen Range und Charakter, ihn an sich zu halten, und von den gemeinen Weibsstücken abzuziehen. In dieser Absicht ließ sie ihm unter der Hand eine Creatur von ihr oder wenigstens eine Person, die von ihr abhieng, eine Madame de la Mothe, die Witwe eines Officiers bey der Reuterey, anpreisen. Er wurde durch den Fallstrick, den man ihm legte, gefangen, verwickelte sich mit ihr, und hatte ein Kind, eine Tochter, von ihr.

Allein, der arme d'Estiolles war, wie es scheint, nicht gebohren, mit einer Maitresse glücklicher zu seyn, als mit einer Frau. Er entdeckte gar bald, nicht nur daß sie der Untreue gegen ihn schuldig war, sondern auch, daß sie eine Art von Kundschafterinn bey allem, was er vornahm, abgab, und solches unmittelbar seiner Frau zutrug, an welcher er ein so überdienstfertiges Bekümmern um seine Sachen, nach ihrer so offenbaren Verwirkung ihres Rechts dazu, nicht billigen konnte. Er schafte also diese Maitresse ab, mußte ihr aber, weil seine Frau ausdrücklich darauf bestund, ein sehr ansehnliches Jahrgeld ausmachen. Was das Kind anbetraf, so hatte die Pompadour ihre Ursachen von Billigkeit, daß sie es

einiger maaßen als ihr eigen ansah, weil es ihr eigenes hätte seyn müssen. Sie sorgte daher für dasselbe auf eine solche Art, welche diejenige Ader von List stark abschildert, die durch ihre ganze Aufführung hindurch läuft.

Zuerst muß angemerkt werden, daß die Gesetze und Gewohnheiten in Frankreich in vielen Stücken den unehelichen Kindern nicht günstig sind. Dieses vom d'Estiolles hätte also folglich in den allgemeinen Nachtheil, sowohl in Ansehung des Schandfleckens der Geburt, als auch solcher Dinge, die den Nutzen betreffen, mit verwickelt seyn müssen. Dieser Unbequemlichkeit zu begegnen, machte Madame von Pompadour die Anstalt, daß ein Edelmann von dem besten Adel, der aber unverheyrathet und arm wäre, für sie gefunden würde. Das Nachsuchen war weder lang noch schwer. Es wurde gleich einer von der Art zu einem ihrer Agenten gebracht, dessen erste Frage an ihn war, ob ihm nicht hunderttausend Kronen (zwölf tausend fünfhundert Pfund Sterlinge nach englischen Gelde) gedienet wäre. Seine Antwort war seinen Umständen gemäß. Ihm wurde also die Bedingung gemeldet, unter welcher ihm die Summe sollte gegeben werden, welche folgende war: Er sollte sich eine Gemahlinn aussuchen, die ihm am besten gefallen würde, wofern sie ihm nur an Stande gleich wäre, und sich mit ihr im Angesichte der Kirche trauen lassen: bey dieser Ceremonie aber sollten der Bräutigam und die Braut das Kind von dem Herrn d'Estiolles mit unter den Himmel treten lassen, welcher während der Trauung über sie gehalten würde, und es für ihr

eignes ausgeben, als wenn sie solches vor ihrer Verheyrathung mit einander gezeuget hätten.

Diese Förmlichkeit scheint als eine völlige Legitimirung bey allen Absichten und Vorhaben dererjenigen Kinder angenommen zu werden, die beyden Parteyen zugehören, wenn sie gleich außer der Ehe gebohren sind. Man hat zuweilen gesehen, daß ihrer drey, vier oder mehr und einige schon ganz erwachsene unter dem Himmel mit gestanden haben, welcher sie nebst ihrem Vater und ihrer Mutter bedeckte, indem die Trauung verlesen wurde, wodurch sie so gleich mit allen Gerechtsamen der rechtmäßigsten Herkunft versehen wurden. Alsdenn aber wird es für einen Betrug gehalten, wenn die also bedeckten Kinder nicht wahrhaftig und eigentlich von denen Parteyen sind, welche sie also für ihre eigenen bekennen, oder glauben, daß sie es sind, wovon sie eine feyerliche Erklärung vor den Augen Gottes und des Volks zu thun aufgefordert werden.

Die Größe der angetragenen Summe hob gleichwohl alles Bedenken. Die Bedingung wurde angenommen, ausgeführet und das Kind des Herrn d'Estiolles also bedecket, wodurch es auf einmal in den Besitz aller Ehren und Vorrechte einer rechtmäßigen und edlen Geburt kam. Es führte den Namen von der Familie, worein es also genommen worden, und Madame von Pompadour trug durch ihr Ansehen dafür Sorge, daß sie den Vorzug ihres Standes nicht entbehren durfte.

Sie verschaffte ihr nachher, daß sie zu einer von den Chorfrauen in Remiremont erwählet wurde,

wo es nöthig ist, daß man seinen guten und alten Adel auf beyden Seiten so wohl von väterlicher als mütterlicher Herkunft beweise, wenn man darunter will aufgenommen werden. Sie werden in einem jeden Alter angenommen, und müssen sich der Regelmäßigkeit des Klosterlebens unterwerfen; wiewohl, ohne ihrem zeitlichen Vermögen zu entsagen, oder einige Gelübde zu thun, so daß sie heyrathen können, wenn es ihnen beliebt.

Weil dieses Mägdchen das einzige Kind des Herrn d'Estiolles ist, wenigstens das man weis: so glaubet man vernünftiger Weise, sie werde alles erben, was er ihr nur immer hinterlassen kann, welches allein sie zu einer von den ansehnlichsten Parteyen in Frankreich machen würde.

Viele lachten und noch mehrere ärgerten sich über eine Kirchenceremonie, die so gar eine Art von Verfälschung war: allein, der Finger einer Marquisinn von Pompadour bey diesem Handel bedeckte alles. Ein andrer Beweis, daß sie beständig List und falsche Absicht in alles menget, was sie thut, zeiget sich in folgendem Handel, in Ansehung ihres Mannes.

D'Estiolles wohnte nebst seiner Schwester, Madame de Baschi in dem Hotel de la Valiere in gemietheten Zimmern. Es war der Eitelkeit der Pompadour anstößig, daß er nicht ein eigenes Haus hatte, und weil sie zu gleicher Zeit gern wollte, daß, wenn er sich eines anschaffte, solches dem hohen Begriffe von der Würde und Wichtigkeit gemäß käme, welchen sie damit verknüpft hatte, daß er der Mann von Seiner Majestät Maitresse wäre: so war sie

nicht

nicht wenig verlegen, wie sie ihn vermögen möchte, daß er ein solches Haus kaufte.

Obgleich d'Estiolles ein Liebhaber des Vergnügens war: so war er doch ganz und gar auch selbst darinnen nicht freygebig, sondern in allen andern Stücken vielmehr geizig. Sie konnte nicht vermuthen, daß er gern eine so große Summe würde auszahlen wollen, als der Ankauf eines schönen Hauses erfordern würde. Sie hätte solche in der That selbst vorschießen können, und würde auch vermuthlich ihrer Eitelkeit dieses Opfer ihrer Eigennützigkeit gebracht haben; wenn nicht die glückliche Einrichtung ihres Kopfs zur List ihr eine Erfindung eingegeben hätte, die Sache auszuführen, ohne daß sie selbst etwas dabey aufwenden dürfte.

Es fand sich ein gewisser Herr Bouret, ein Bedienter bey dem Finanzwesen, eine Creatur des Herrn Machault, unter dem er auch stund; der also folglich der Pompadour ergeben war. Er hatte mäßig genug angefangen, und dennoch ein sehr großes Vermögen erworben. Außerdem war er ein Mann, welcher Witz hatte und das Vergnügen liebte. Er hatte eines von den ansehnlichsten Häusern in Paris erbauet und solches mit der größten Pracht ausmeubliret. Ein einziges Vorzimmer allein hatte ihm über achttausend Livres gekostet. Alles, bis so gar auf das Tafelwerk und die Fensterladen war, was sie vieux lacq oder alte japanische Lackirung nennen. Ein andres Zimmer, welches gewiß von mehrern Kosten als Geschmacke war, war ein großes Kabinet, durchaus mit feinen Spiegelgläsern an allen

Sei-

Seiten, auf dem Boden, an der Decke, und den Thüren ausgesetzt. Alle Fugen wurden durch Zierathen von Rosen und Blumenbinden versteckt, die von den besten Meistern in Paris auf das Glas gemalet waren. Dieses mag genug seyn, einen Begriff von der Schätzbarkeit des Hauses zu geben, worinnen alles so nach Verhältniß war.

Bouret, welcher wußte, daß Madame la Pompadour eifrig wünschte, ihr Mann möchte in einem solchen Hause wohnen, both ihr solches an, welche Anerbietung sie denn mit Freuden annahm. Sie verabredete mit ihm folgenden Entwurf, den Herrn d' Estiolles zu überraschen, daß er das Anerbieten annähme, welches ihm davon sollte gethan werden.

An einem Abende speiste dieser Bouret nebst dem Herrn d'Estiolles bey seiner Schwester der Frau von Baschi, nebst anderm Frauenzimmer. Er nahm Gelegenheit das Gespräch auf die Unbequemlichkeit der gemietheten Wohnungen zu lenken, und both dem Herrn d'Estiolles sein obgedachtes schönes Haus mit allem Geräthe darinnen, wie es stund, zum Verkaufe an. Seine Antwort war, er könnte vermuthlich nicht so viel Geld aufbringen, als man natürlicher Weise denken müßte, daß er dafür fordern würde. Nach sehr vielen Bewegungsgründen, ihn zu überreden, wobey Bouret hauptsächlich darauf bestund, daß er es ihm sehr wohlfeilen Kaufes lassen wollte, bey welchem allen d'Estiolles immer unbeweglich blieb, weil er meynte, es könnte niemals so wenig kommen, als er dafür geben wollte, machte Bouret endlich seine Entschließung dadurch wankend, daß er ihm vorschlug,

schlug, sie wollten die Benennung der eigentlichen endlichen Summe des Herrn d'Estiolles eigenen Maitresse, der Madame de la Mothe überlassen, welche damals gegenwärtig war. Dieses mußte d'Estiolles nothwendig für sehr vortheilhaft für sich halten. Es fand sich dabey zweyerley, welches er vermuthlich damals nicht wußte: das eine war, daß Bouret stark in dem Verdachte stund, er lebte mit dieser seiner getreuen Maitresse in der größten Vertraulichkeit; das andre, daß sie schon von ihm gestempelt war.

Gleichwohl gieng er es unter Scherz und Ernste ein, daß Madame de la Mothe den Preis bestimmen sollte, welches sie demnach that, so wie es zwischen ihr und Bouret vorher verabredet worden, und ihn auf hundert tausend Livres, etwas weniger als fünf tausend Pfund Sterlings setzte, obgleich das Haus mit den Mobilien reichlich eine Million Livres, ungefähr funfzig tausend Pfund Sterlings werth war.

Bouret stellte sich ganz erstaunt darüber an, wie er auch wohl thun konnte: er sagte aber, weil er einmal sein Wort gegeben hätte, es bey dem Ausspruche des Frauenzimmers bewenden zu lassen: so wollte er ihr nicht so sehr den Schimpf anthun, und solches wieder zurück nehmen. D'Estiolles, welcher schwerlich vermuthen konnte, daß darunter ein Geheimniß steckte, ließ es niederträchtig genug bey einem Ausspruche bewenden, wovon der Nutzen so augenscheinlich und so ungewissenhaft auf seiner Seite war. Der Handel wurde so gleich durch einen ordentlichen Kaufvertrag geschlossen.

Allein,

Allein, Bouret wußte gar wohl, was er gethan hatte. In drey oder vier Tagen darnach erhielt er von der Pompadour ein Patent zu einer Stelle bey dem Postamte, welches ihm jährlich hundert tausend Livres eintrug.

Auf diese Art endigte sich dieses Spiel, welches vielleicht nur bloß deswegen merkwürdig ist, weil es einen Beweis giebt, daß die ansehnlichsten Bedienungen in dem Königreiche nur der Eitelkeit und den Grillen dieses Frauenzimmers zum Spiele dienen.

Es könnten hier noch viele andre dergleichen Beyspiele angeführet werden, wenn die unnöthige Häufung derselben nicht gar zu sehr das Ansehen haben würde, als wenn man nur eine Zusammenraffung von den Stadtmährchen in Paris oder von solchen Histörchen geben wollte, die von den Dienern der Bedienten in den Vorzimmern aufgefangen und unter die Leute gebracht worden. Was die Hintansetzung der Beobachtung der Zeit oder der Ordnung in den Geschichten betrifft: so wird man solche kaum zu entschuligden brauchen. Es giebt wenige, die nicht so gar misvergnügt darüber seyn würden, wenn sie eine Geschichte von dieser Art mit einer solchen Ernsthaftig- und anständigen Genauigkeit abgehandelt sähen, als ob sie einigen Anspruch dazu haben könnte.

Man vermuthet, es werde für zureichend angenommen werden, daß kaum einer von den vornehmsten historischen Zügen aus der Pompadour Leben bis hieher ausgelassen ist, welcher ihren Charakter bemerket, und dienet, einen vollkommenen Begriff von ihr zu geben. Was die Wahrhaftigkeit anbetrifft,

trifft, so werden diejenigen, die bereits mit ihrer Geschichte am besten bekannt sind, gar wohl fühlen, was sich so selten nicht fühlen läßt, wo es wirklich ist, daß man stets nach der Wahrheit getrachtet, auch da, wo sie zuweilen durch falsche Nachrichten oder Mangel an Beurtheilungskraft vermisset oder Unwahrheit dafür angenommen worden. Ihnen hauptsächlich wird es offenbar in die Augen fallen, daß das Maaß desjenigen, was auf das eigentlichste für wahr kann angegeben werden, dasjenige weit übertrifft, was unleugbar falsch ist: und das wird bey dem aufrichtigen Leser solches folglich wieder gut machen.

Doch wieder auf die Sache zu kommen. Obgleich Madame la Pompadour auf ihren Ehemann d'Estiolles als ein kleines Geschöpf in Vergleichung mit ihr herunter sah, welches dadurch geehret, daß sie sich um ihn bekümmerte, und ob sie ihm gleich in der That mit allem dem Wesen eines Schutzes und einer Hoheit begegnete: so ist doch die Gewalt der Vorrechte eines Ehemannes von solcher Beschaffenheit, daß man eingesehen, sie sey ingeheim nicht ohne Angst, es möchte wieder in seine Macht kommen, solche zurück zu fordern. Ob sie ihn gleich nicht sieht, aus Ehrerbietung gegen den König: so schreibt sie doch an ihn, nach Art eines mächtigen Freundes, der sich vor einem Untern fürchtet: und erlanget für ihn alles, was er nur begehret, oder mit denen Maaßregeln bestehen kann, welche sie gegen die königliche Gnade zu beobachten sich für verbunden hält.

Er seiner Seits hingegen ist ganz frey von ihr, und spricht verächtlich genug gegen Personen von ihr, die seine Vertraute sind. Er kennet sie durchaus; und

da er nicht länger gegen ihre Fehler von seiner Liebe geblendet wird, so erinnert er sich bloß ihrer Undankbarkeit und ihrer Kunstgriffe, wovon er ein ziemlich zahlreiches Verzeichniß geben könnte, wenn er wollte.

Die Welt, welche unparteyisch unter ihnen urtheilet, thut ohne Bedenken den Ausspruch, daß es nur bloß ein Gemüth seyn mußte, welches mit falscher Ehrsucht und Eitelkeit so durchaus angestecket war, als das ihrige, welches nicht einsah, daß selbst der glückliche Erfolg ihrer Anschläge auf den König, zum Nachtheil eines gütigen Ehemannes, ihr selbst in dem Schoße des Ueberflusses ganz und gar nicht triumphirlich seyn würde; sondern das es vielmehr nur ein elender Handel für sie ein bloßer Tausch zu ihrem unersetzlichen Schaden wäre, da sie die Ruhe der Unschuld für die Unruhe der Schuld, Ehre für Schande hingäbe; indem sie ohne Zweifel wahrhaftig ehrwürdiger in dem Charakter der Ehegattinn des Herrn d'Estiolles als der Maitresse eines Königs war, bey dem sie nicht einmal die Entschuldigung hatte, daß sie ihn liebte.

Es muß also gewiß, wofern sie nicht vorher von des Königs Schwachheit gegen sie gar zu gut versichert gewesen, mit der allerschlechtesten Art, die man nur erdenken kann, geschehen seyn, daß sie diese Aufopferungen ihrer Dankbarkeit, ihrer Pflicht und ihres guten Rufs bey ihm so hoch angegeben, die ihr doch so wenig müssen gekostet haben, weil sie sich solche selbst vorgesetzet hatte. Oder weñ es überhaupt noch gar einmal Aufopferungen gewesen: so wurden sie augenscheinlich nicht seiner Leidenschaft, sondern der Eitelkeit, des Eigennutzes und anderer dergleichen gebracht, unter deren Anzahl die Liebe niemals seyn konnte, die es alle-

allezeit verschmähet, mit ihnen in einem und eben demselben Herzen zusammen zu wohnen, oder auch nur zuzulassen, daß sie sie unter sich haben. Nein, die Liebe, die ihnen oder mit ihnen dienen kann, kann nichts anders als eine Betrügerinn und zwar eine Erzbetrügerinn seyn.

Inzwischen fährt doch Madame von Pompadour fort, in völliger Macht triumphirend zu herrschen; und was noch mehr ist so scheint die Dauer derselben durch eben denjenigen Umstand versichert zu werden, welcher so viele die Abnahme desselben prophezeihen lassen, nämlich die Aufhörung alles sinnlichen Umgangs zwischen dem Könige und ihr. Alle Gefahr, welche ihre Gewalt zu befürchten hatte, lag in den ersten Augenblicken der Ungewißheit, was für einen Schwung seine Gesinnungen gegen sie nehmen würden, da ein so zärtlicher Bewegungsgrund der Ergebenheit hinweg fiel. Da dieser Fall aber nunmehr einmal überwunden: so war mehr von ihr zu hoffen, als von einem von seiner Gemüthsart zu befürchten, die so geschickt ist, die Schwachheit der Hartnäckigkeit, die selbst eine auf Leidenschaften gebauete Leidenschaft ist, für die Tugend der Standhaftigkeit anzunehmen, die allezeit nur auf Vernunft gegründet ist.

Sie hat nunmehr zum ersten nicht länger die schaal und matt werdende Wirkung der Sättigung zu befürchten, von welcher die Liebe selbst, wenn sie am glücklichsten ist, nicht allezeit frey zu seyn das Glück hat, noch stets versichert ist, sie werde in einem wenigern oder größern Grade denjenigen Ekel einer gestillten Begierde nicht fühlen, welcher beynahe auf eine sich zugeeignete Art den Mannspersonen zufällt, und

bey ihnen die gewöhnliche Undankbarkeit des Genusses ausmacht.

Sie ist auch nunmehr weit sicherer vor seiner Veränderung gegen sie, von einer andern Ursache, die sie vorher hauptsächlich zu befürchten hatte, und welche hier etwas ausführlicher anzuzeigen nicht unrecht seyn wird, weil vieles von ihrem Glücke und Vermögen damit verknüpft ist.

In den katholischen Ländern giebt es zween Zeitpuncte, welche besonders die Herrschaft und Gewalt dieser Religion zu empfinden ausgesetzt sind. Der erste ist der sehr zarten Jugend ihrer, wenn die Seele, ehe sie noch Festigkeit genug gewonnen hat, wegen ihrer Weiche und Biegsamkeit fähig ist, die stärkern Eindrücke von dem anzunehmen, was man sie als heilige Wahrheiten aufzunehmen lehret. Einige davon sind solches unstreitig, als zum Beyspiele der Begriff von einem höchsten Wesen und die reine Lehre der Religion. Allein, diese ehrfurchtsvollen Gewißheiten werden von ihren spitzfindigen Trugschlüssen bey den lächerlichsten Ungereimtheiten und dem gröbsten Unsinne gemisbraucht; welche auch selbst bey Kindern keinen Eingang finden, noch hauptsächlich in dem vernünftigen Alter Stich halten würden, wofern sie nicht gleich anfangs in solcher vortrefflichen Gesellschaft eingeführet würden, von welcher sie als ein wesentliches Theil angenommen werden und daher schwerlich abzusondern sind. Diese frühe Jugend ergreift sie mit allem dem Eifer, der Enthusiasterey und der nicht untersuchenden Einfalt dieses Alters. Daher kömmt es, daß die Klöster von beyderley Geschlechte mit denjenigen elenden Schlachtopfern ihrer eigenen Leichtgläubig-

bigkeit bevölkert werden, deren sich List und Anschläge auf eine so schändlich grausame Art zu Nutze machen.

Der andre Zeitpunct ist das abnehmende Leben, wenn die schwach werdenden Kräfte desselben nähere und mehr beunruhigende Aussichten von dem künftigen Leben eröffnen. Diese bringen mit verdoppelter Stärke alle diejenigen Vorurtheile der Kindheit wiederum zurück, worinnen die größten Unwahrheiten mit den größten Wahrheiten unter einander verwickelt so hingegangen sind. Und da sonst kein anderer Unterschied darunter gemacht worden, als daß man stets auf die Unwahrheiten den Hauptgrund von der Seligmachung oder Verdammung, wenn man sie glaubet oder verwirft, geleget hat: so haben so viele, aus Mangel einer männlichen Stärke der Beurtheilungskraft, welche nöthig ist, die Wahrheiten von ihnen zu säubern, sich eingebildet, das Sicherste sey, sie alle zusammen hinunter zu schlucken, welches wenigstens nichts schaden kann, wenn es auch gleich nichts nützet. Je mehr Glauben, desto mehr Verdienste; und so gehen sie schlüpfrig hinunter. Eitler, alberner Begriff! Ursache von so vieler Beharrlichkeit im Irrthume, als wenn es einem Gotte, welcher die Weisheit selbst ist, einen gleichgültige Sache seyn könnte, ob er in Thorheit verehret und angebethet werde oder nicht.

Zu diesen Zeiten der Schwachheit der Seele, welche mit den Schwachheiten des Körpers in diesen ersten und letztern Auftritten des menschlichen Daseyns übereinkömmt, kann noch eine hinzugesetzt werden, die nicht weniger von der Schwachheit des Körpers und der Seele herrühret, und allen Altern des Lebens gemein ist, nämlich der Zufall von einer Krankheit. Diese

Zeiten sind die Saat- und Erntezeit des Aberglaubens; und daß diese doppelte Schwachheit seine größte Stärke ausmacht, ist nicht uneben daraus zu beweisen, daß er zu seinem vorzüglichen Gegenstande der Eroberung das weibliche Geschlecht erwählet, welches man mit dem unterscheidenden Beyworte des andächtigen zu beehren nachdrücklich sich befleißiget.

Man kann aufmerken, daß in Ansehung des ersten Zeitpuncts, der zarten Jugend nämlich der Stand der Fürsten sie in der That darinnen den stärksten Bemühungen des Aberglaubens aussetzt, um sie in seine Gewalt zu bekommen, weil er auf größern Schutz und Vortheile auf das Künftige hinaussieht, wozu sein glücklicher Erfolg den Grund legt. Allein, alsdann vertheidiget eben dieser Stand überhaupt zu reden, sie nachher, so wie sie aufwachsen, wider die trüben Ausschweifungen ihrer Verführung, indem sie selbst in dem Alter einer gestärkten Vernunft sind, welche durch die Verrichtungen ihres Standes, die Austramung der Macht und die Zerstreuungen des Vergnügens übervortheilet wird. Ich habe gesagt, überhaupt zu reden, bloß, weil ich wohl wahrnehme, daß es einige Ausnahmen gegeben hat und vielleicht noch giebt.

Als zum Exempel das Beyspiel eines Prinzen in unsern Tagen welcher die Hoffnung eines ganzen Volks von ihm durch den gar zu großen Anschein der übeln Wirkungen davon, daß er so frühzeitig in die unbarmherzigen Hände dieser giftigen Mörder des Verstandes und der gesunden Vernunft, der Jesuiten und Bigoten, gegeben und überliefert worden, ganz niederschlägt. Sollte ihr unmenschlich eigennütziger Eifer einen gar zu tiefen Besitz bey ihm gefasset haben: so

so kann die Welt bey Zeiten vermuthlich eine eben so offenbare Spaltung in Thätlichkeit zwischen den Jansenisten und Constitutionisten ausbrechen sehen, als die zwischen den Calvinisten und Papisten in eben der Nation war: und man würde davon denken, das Volk derselben sey gebildet, so stark zu beweisen, als es jemals bey einer Privatperson bewiesen worden, daß überaus großer Witz sich mit überaus großer Thorheit gar wohl vertragen kann.

Da dieser erste Zeitpunct aber bey dem königlichen Liebhaber der Pompadour gänzlich vorbey ist; so kömmt er hier gar nicht mit in die gegenwärtige Frage.

Was den andern betrift, in dessen Schranken er eben tritt; so war die Gefahr davon für ihre Macht bey der Fortsetzung eines Umganges am meisten zu befürchten; welcher den Gewissensbissen nach Verhältniß, wie das Feuer der Jugend und ihre Leidenschaften sich legen würden, mehr unterworfen ist. Könige würden viel glücklicher seyn, als andre Menschen, bey der größern Dienstfertigkeit ihrer geistlichen Führer, wegen des Zutritts, welchen ihnen dieses Amt giebt, sie ihrer Pflicht zu erinnern, wenn diese Gewissensführer nur das Ihrige redlich thun wollten. Allein anstatt, daß sie ihre Beweisgründe dazu von der reinen Quelle, der Liebe Gottes, dem einzigen Ursprunge alles dessen, was gut und groß in der speculativischen oder praktischen Religion ist, von ihrer Eingebung derjenigen Güte gegen die Gesellschaft, welche ihren eigenen göttlichen Stempel auf das Herz des Menschen drücket, hernehmen sollten; so halten sie es mehr für ihren Nutzen, ihnen die Furcht vor dem Teufel beyzubringen, oder solche bey ihnen zu unterhalten.

Da sie wissen, was für eine größere Stärke die Furcht, als die Hoffnung, hat: so ist die vornehmste Batterie, die sie brauchen, die Religion, die sie selbst geschmiedet haben, welche unter der Strafe der Marter eines heydnischen Fegefeuers oder der ewigen Flammen der Höllen vorgestellet wird. Diese Schrecken wirken oftmals nach ihrem Wunsche, welcher niemals ohne einige Absicht auf ihr eignes Bestes und auf ihren eigenen Nutzen ist. Kein Wunder also, daß ihre Wirkungen etwas von der sclavisch zaghaften Leidenschaft annehmen, von welcher sie herrühren, und welcher die Ehre eine Huldigung gegen Gott zu seyn so fälschlich zugeschrieben wird, weil in der That diese Huldigung im Grunde nichts anders ist, als was mit unendlich mehr Eigenthümlichkeit von den wilden Indianern offenbarlich dem Teufel erwiesen wird.

Daher rühren der kindische Aberglaube, die einfältigen äußerlichen Ceremonien, diejenigen Narrenspossen, denen eine so große Kraft zugeschrieben wird; daher kommen so oft, was noch ärger ist, diejenigen höllischen Verfolgungen der Gewissen wegen der Sache Gottes, dessen besondres Vorrecht von Herrschaft über sie auf solche Art an sich gerissen wird, und welcher nothwendig diese Grausamkeiten verabscheuen muß, die das Werk der Schwachheit, welche durch List beredet und gewonnen wird, und der Macht sind, welche zum Werkzeug des Aberglaubens gemacht wird.

Was die Stunde der Krankheit anbetrifft, die aus eben der Ursache der Schwachheit eben den Nachstellungen offen steht: so hat der König bereits eine Probe davon, daß er dieser Herrschaft der Furcht un-

terworfen ist, durch die Abdankung der Madame la Tournelle gegeben, welche er nur eben erst zur Herzoginn von Chateauroux gemacht hatte. Es fand diese Abdankung während seiner Krankheit zu Metz Statt, und um gleichsam zu zeigen, daß der Entschluß dazu bloß dem Schrecken und der Furcht zuzuschreiben war, welche durch diesen Umstand eingeflößet worden, so wiederrief er sie den Augenblick, da die Gefahr vorüber war. Vergebens: denn er sah sie niemals wieder. Sie starb nach seiner Bothschaft an sie plötzlich an Gifte, wie von einigen erzählet wurde, und vorher angemerket worden, oder aus gar zu grosser Freude, wie andre geglaubet haben.

Doch was die Pompadour betrifft so ist sie nunmehr wohl über diese Klippen hinweg. In denen Umständen, worinnen sie mit dem Könige steht, da sie in gehöriger Form wegen der Missethat ihres vorigen Umganges mit ihm losgesprochen und in der Unschuld ihres gegenwärtigen sicher ist, in so weit die Abwesenheit der bloßen Siñlichkeit solchen unschuldig machen kann, hat sie wenig von den Vorstellungen der königlichen Gewissensführer zu befürchten, welche niemals eine Gelegenheit entwischen lassen, ihre geistliche Gewalt zu äußern, wenn es auch nur bloß wegen Aufrechthaltung derselben geschieht, und bey denen alle Stufen des Rechts und Unrechts so gleich sind, daß sie mit eben dem Eifer auf die Verbannung der Maitresse eines Königs aus seiner Gegenwart, als auf die Verbannung Millionen von seinen getreuen Unterthanen aus seinen Staaten bestehen werden. Sie haben außerdem noch einen besondern heimlichen Groll auf die Pompadour wegen ihres Raths zur Neutra-

lität zwischen der Geistlichkeit und dem Parlamente: allein, woher können sie die Materie zu ihrer Einwendung wider ein Frauenzimmer nehmen, welches zu ihrer Ostercommunion berechtiget ist?

Durch diese Mittel scheint gleichwohl ihre Macht sehr gestärkt zu seyn, und man bildet sich nunmehr durchgängig ein, daß sie eine noch dauerhaftere Bestätigung derselben dadurch vorhat, daß sie den König auf eine gewisse Gemüthslaune zieht, wozu sie durch ihre beständige Ausstudierung seiner Neigungen, um nicht Schwachheiten zu sagen, Anfalls Weise einen gewissen Hang bey ihm muß entdeckt haben. Diese ist eben die bigotte Andacht, welche, in ihren vorigen Umständen, ihrer Gnade hätte nachtheilig seyn können, und welche sie in ihrer gegenwärtigen Verfassung vermuthlich zu einem Werkzeuge der Fortsetzung derselben zu machen, die Geschicklichkeit haben wird. Von dieser Absicht hat sie bereits starke Anzeigen dadurch gegeben, daß sie angefangen, von derjenigen besondern Art und dem Wesen der gezierten Züchtigkeit, welche gemeiniglich das Vorspiel von der Aufsteckung der geheiligten Standarte der Bigotterie ist, wenigstens so viel anzunehmen, als nöthig ist, daß es nicht eine gar zu gewaltsame und gar zu verdächtige Abreißung von denjenigen Vergnügungen der Welt zu seyn scheine, womit er sich zu ergötzen noch nicht ganz aufgehöret hat. Sollte sie diesen Entwurf bey ihm ausführen: so ist es nicht allein möglich, daß sie sich mit der Geistlichkeit wieder aussöhnen wird, sondern auch sehr wahrscheinlich, daß ihre höhere List ihr Arten an die Hand geben wird, ihm auf diesem Wege, worinnen es eben so viel Kindisches giebt, als in

irgend einem andern, eben so kräftig die Zeit zu vertreiben; und dieses giebt der Welt den zweyten Theil von der Madame Maitenon, und zwar noch einen schlechtern, wenn es möglich ist, als der erste gewesen.

Es scheint daher gegenwärtig; und der Leser wird belieben, sich es einmal für allemal zu merken, daß dieses mitten im Sommer des eintausend siebenhundert und acht und funfzigsten Jahres geschrieben ist; wenig Raum zum Muthmaßen zu seyn, daß er seine Leitseile so bald zerreißen, oder sie ihre Gewalt nicht lange mehr behalten werde, wofern nicht entweder einige von eben den Maaßregeln, die sie über alle Maassen anstrenget, solche zu erhalten, ihre Zerstörung beschleunigen oder das zusammenstimmende Geschrey seines ganzen Volks ihn endlich zwingen sollte, die Augen wegen des Unrechts zu eröffnen, welches er ihm und seiner eignen Ehre dadurch anthut, daß er sich ihrer Verführung überläßt.

Die Königinn, der Dauphin, die ganze königliche Familie, welche sie alle, nach Verhältniß ihrer Zuneigung gegen ihn, verabscheuen, alle sehen mit einer um so viel größern Bekümmerniß, weil sie nicht die Freyheit haben, solche auszulassen, ein Weib auf eine so ärgerliche Art an der Spitze seiner Geschichte, welches beständig die Tochter von eines Poissons Frau, durch den niederträchtigen und einfältigen Uebermuth ihrer Eitelkeit und die Frau eines Finanzpachters durch ihre hungrige Begierde nach Gelde zu eben der Zeit verräth, da kein stärkerer Beweis davon darf erfordert werden, daß sie nichts an ihm liebet, außer seiner Macht, diesen Leidenschaften zu willfahren, als eben die Leidenschaften selbst.

Ich wiederhole es noch einmal, es findet sich kein einziger Mensch, der etwas von Liebe weis, welcher nicht erkennen muß, wie wenig sie, ihrem eignen Wesen nach, neben ihr bestehen können. Oder könnte auch irgend etwas dergleichen als eine lohnsüchtige Liebe in der Welt seyn: so muß sie so viel von Kothe und Niederträchtigkeit an sich haben, daß sie wie Früchte, die durch verfaulten Dünger an der Wurzel getrieben werden, stets einen Mistgeschmack hat.

Sie ist nicht damit zufrieden gewesen, daß sie von ihm eine ungewissenhafte Verschwendung der Gnadenbezeugungen und Gaben auf sich geleitet und die allerschädlichsten Vortheile von seiner Gnade gezogen hat; sondern, ob sie gleich bey dem Ihrigen karg genug ist, so treibt sie ihn doch neben bey stets zu den ausschweifendsten Ausgaben, zu denen Vergnügungen und Zeitvertreiben an, die sie ihm eingiebt, oder wozu sie seine natürliche Neigung aufmuntert; da sie doch vielmehr ihren kräftigen Einfluß und ihr Zureden anwenden sollte, sie einzuschränken, welches sie auch würde gethan haben, wenn sie eine wirkliche Achtung für ihn gehabt hätte.

Sie ist bey allen denen Lustreisen, und hat die Anordnung derselben, die er häufig nach Fontainebleau, Marly, St. Germain, Choisi, la Meute u. s. w. thut, welche nicht allein von einem so verderblichen Aufwande für ihn selbst sind, daß die Einkünfte der Krone verpfändet oder auf einige Jahre voraus weggenommen sind, sondern auch für den Adel, der ihn begleitet; ein Umstand, worauf sehr wenig geachtet wird, vornehmlich weil die

Un=

Unordnung ihres Privatvermögens sie desto abhängiger vom Hofe macht. Hohes Spiel, Jagen und Scherz treiben, machen den ganzen Kreis der Zerstreuung auf diesen Hin- und Wiederreisen aus: und da sie alle ernsthafte Gedanken betäuben, so entziehen sie alle den Staatsgeschäfften gehörige Aufmerksamkeit gar sehr, welche daher höchstens nur zum andern und nach ihnen erst in Betrachtung kommen. Sie wurden folglich auch nur obenhin besorget, und waren bloß solchen Staatsbedienten anvertrauet, als la Pompadour erwählte, oder ihr angenehm waren. Dieses setzte eben keine sehr große Hoheit der Seele bey denen voraus, die sich auf solche Art ihre Stellen zu erhalten, demüthig bequemen oder unterwerfen konnten.

So viel ist gewiß, daß sie den König mit denjenigen kleinen Creaturen von ihr umringet hatte, über welche sie ihre Herrschaft so weit erstrecken konnte, daß sie ihm auch nicht ein Wort sagen durften, welches sie ihnen nicht vorgesaget hatte. Daher geschah es, daß alle Wahrheiten, die wider ihre Privatabsichten liefen, selten zu dem königlichen Ohre dringen konnten; oder wenn es hoch kam, nur durch Umwege unter der Hand konnten zu verstehen gegeben werden. Ein Beyspiel von diesem letztern belustigte den Hof nicht wenig.

Vor nicht gar langer Zeit gieng der König bey einer gewissen Gelegenheit nach Paris, welches er sehr selten thut, weil er, wie vermuthet wird, einen Widerwillen wider diese Stadt gefasset hat,

da er ihre Gesinnung gegen Madame von Pompadour erfahren. Der zusammengelaufene Pöbel folgte seiner Kutsche, nicht mit dem gewöhnlichen Zurufe: Vive le Roi! es lebe der König! sondern mit dem lauten Geschrey: Brod! Brod! und dieses ungeachtet der Wache, welche das Volk zurück wies, und ihm so gar drohte. Zu gleicher Zeit wünschte es der Königinn tausend Segen.

Er wurde durch alles dieses aufgebracht, und bey seiner Zurückkunft nach Versailles gedachte er dessen mit vermischter Bitterkeit und Bekümmerniß. Einer von der Pompadour Creaturen nahm das Wort und sagte, er wunderte sich über die Unbilligkeit des Volks; es schrie nur muthwilliger Weise über Hunger bey einem großen Haufen Korne; denn so viel er wüßte, so würde das Laib Brod für einen sehr geringen Preiß, den er angab, verkauft. Der ehrliche Marquis von Souvre der Held von der Armlehnhistorie in dem ersten Theile dieser Geschichte konnte eine so grobe Unwahrheit nicht mit Geduld anhören, sondern nahm seinen Hut und seine Handschuhe und that, als wenn er eilig hinweg gehen wollte. Der König rief ihm nach und fragte ihn um die Ursache „Es „geschieht bloß, sagte er, wenn es Eure Majestät „erlauben wollen, daß ich den Augenblick hingehe „und den Spitzbuben, meinen Haushofmeister, auf„hängen lasse, weil er mir den Preiß für mein „Brod noch einmal so hoch anrechnet, als dieser „rechtschaffne Herr versichert, daß er ist.„ Dieses brachte alle, die gegenwärtig waren, zum La-

chen:

chen: es schien aber nicht den König zum Nachdenken gebracht zu haben.

Man hat gezeigt, wie bis zum Ekel ungeschickt Madame von Pompadour sey, des Königs Maitresse zu seyn, und wie wenig sie es in beynahe einem jeden andern Verstande verdiene. Sie macht aber noch eine ärgere Figur, wenn es möglich ist, als eine Staatsfrau. Kleine Kunstgriffe und elende Leidenschaften haben niemals einen großen Staatsbedienten ausmachen können. Sie strebet aber noch viel höher, und nimmt sich alle Gewalt einer unumschränkten Gebietherinn heraus, welche der Staatsmaschine eine Bewegung giebt, wie ihr beliebt. Niedrigaesinnte Rathschläge, welche ganz natürlicher Weise von ihr herkommen, und deswegen doch nichts destoweniger befolget werden; auf ihren gebietherischen Wink abgesetzte Staatsbediente, zurückgerufene Generale, und alle diese nicht zum Besten, sondern zum Schlimmsten, machen ihre Gewalt und ihren Mangel an Urtheilungskraft kenntlich.

Mittlerweile brachte diese Umkehrung aller Ordnung und Würde eine allgemeine Schläfrigkeit in die Verwaltung der Geschäffte. Die Personen von dem größten Range, Verdienste und Fähigkeiten wurden entweder in die Winkel getrieben, oder schränkten sich freywillig ein, weil ihnen die Stellen unanständig waren, welche nur bloß unter den ärgerlichen Bedingungen, einem Frauenzimmer seine Aufwartung zu machen, konnten erhalten werden, welches beständig eifersüchtig darüber war, daß ihm nicht genug von der Ehre erwiesen wurde, wozu es

doch

doch so wenig Recht zu haben sich bewußt seyn mußte, und sich daher nur stärker befließ, seine Niedrigkeit durch einen Uebermuth zu verbergen, der um so viel geschickter war, solchen zu zeigen und darzustellen. Die Folge davon mußte seyn, daß die also erledigten Stellen mit schlechten Charaktern besetzt wurden, deren größte Verdienste seyn konnten, daß sie keine hatten, weil kein Verdienst daselbst bestehen konnte, als was sich mit einer Unterthänigkeit gegen sie oder mit einer Bequemung nach dem Willen und den Maaßregeln einer Frau vertrug, welche den König, den sie regierte, und das Königreich, welches durch sie verunehret wurde, ihren eignen Privatleidenschaften augenscheinlich aufopferte.

Dieses erstickte nicht nur allen Eifer und alle Begierde zum Dienste für das gemeine Beste, sondern lief auch durch alle Stände von dem höchsten bis zum niedrigsten. Viele von dieser Nation würden in ihrer Enthusiasterey für die Ehre ihres Königs, welche einen um so viel edlern Ursprung in der Liebe zu ihrem Vaterlande und in der Ursache ihrer eignen Freyheit haben würde, die darinnen mit eingeschlossen wäre, ihr Leben selbst der Hoffnung, die königliche Gnade zu erhalten, aufopfern. Aber auch so gar diese müssen, wenn man nur einige Empfindungen von Ehre bey ihnen voraussetzet, nothwendig sehr gleichgültig gegen diese Gnade seyn, wenn sie nur allein durch die Pompadour zu erhalten ist. Die größten Gnadengeschenke, die verdientesten Belohnungen müssen durch einen solchen Canal sehr gering.

ringschätzig werden. Sie kann von dem Könige nichts rühmliches für jemand auswirken, als seine Ungnade.

Gleichwohl kann man sich nicht einbilden, daß alle diese Unordnung und die überaus schädlichen Folgen davon, die eine solche Figur in der französischen Historie machen werden, nicht eine allgemeine Gährung verursachen sollten. Die öffentliche Verabscheuung ihrer ist zu einer solchen Höhe des Grimmes gestiegen, daß, sollte eine Heimsuchung von Pest oder Hunger entstehen, sie sogleich der Pompadour würde beygemessen werden. Es läßt sich auch selbst jetzo nicht sagen, zu was für Ausschweifungen das allgemeine Misvergnügen nicht möchte getrieben werden. Daß etwas dergleichen allerdings zu befürchten steht, erscheint daraus, daß sie sich selten ohne eine Bedeckung von hundert und funfzig bis zweyhundert Mann zu Pferde ausmachet.

Indessen hat der Hof zur Unterdrückung des mehr als Murrens über den wirklichen Zustand der Sachen zu dem allerelendesten Mittel der eigenmächtigen Regierung seine Zuflucht genommen, da er allen Ständen des Volks bey Strafe der Bastille oder eines andern Gefängnisses verboten, von Staatssachen zu reden. Die Caffeehäuser und alle öffentliche Plätze, wo man zusammenkömmt, stecken voller befreyten Kundschafter von der Regierung. Diese Maaßregel treibt das Misvergnügen, welches einen Ausbruch durch den Mund suchet, nur bloß mit zehnfältiger Heftigkeit zurück in das Herz, woselbst es liegt und zerspringen möchte bis zu der ersten Gelegenheit, die es von der Unterdrückung einer will-

führlichen Gewalt ergreifen kann, da es in die grimmigsten Beweise ausbricht. Wo aber dieser Befehl, nicht von Staatssachen zu reden, die fernere Meynung hat, vor dem Volke den übeln Zustand der Sachen zu verhehlen, welcher durch eben die verkehrte Regierung verursachet wird, von der, ihm die Freyheit untersaget ist, sich zu beklagen; so hat er keine andre Wirkung, als daß er für ein Uebel, welches eine Zeitlang vor seiner Kenntniß, aber nicht vor seiner Muthmaßung kann verborgen gehalten werden, tausend andre zu vermuthen Anlaß giebt.

Doch wenn gleich das Geschrey von innen auf diese Art ersticket ist oder erstickt zu werden versuchet worden: so hat dennoch die Heftigkeit der Umstände von außen endlich einige Aenderungen wirken müssen, die den Wünschen dieser Nation günstig sind. Eine davon ist die neuliche Berufung des Marschalls von Etrees und seines Schwiegervaters, des Marquis von Puisieux in den Rath, ungeachtet der bekannten Abneigung der Pompadour gegen sie. Allein, bey solchen Bedürfnissen des Staats müssen sich auch selbst Bosheit und Neid an die Wand schmiegen, um so erhabnen und so nöthigen Verdiensten Platz zu machen. Madame la Pompadour, die ihrem gewöhnlichen Kunstgriffe getreu ist, unterwarf sich mit so guter Art, als sie konnte, demjenigen, was sie sah, das sie nicht helfen konnte. Vermuthlich werden nun die häufigen kostbaren Reisen nach einigen von den Lustschlössern, durch die redlichern Vorstellungen dieser Staatsbedienten, die durch den schlechten Zustand der Finanzen unterstützet

stützet sind, ausgesetzt seyn. Die Einrichtung der königlichen Haushaltung ist bereits einer wirklichen Verbesserung untergeben.

Kurz, die dringenden Umstände der Zeitläufte scheinen gegenwärtig über die Neigung zum großen Aufwande, welche von der Pompadour so stark angerathen oder unterhalten wird, die Oberhand zu behalten. Außerdem haben Thorheiten nicht stets das Vorrecht einer langen Dauer. Bey ihrer Verschlagenheit aber läßt sich gar nicht zweifeln, daß sie sich nicht hurtig nach dem Winde drehen werde, welcher wehet, oder gar aus der Beobachtung, wie die Wolken am Himmel ziehen, dieser Veränderung zuvorkommen werde.

Gleichwohl findet sich kein Punct, den sie aufgiebt, wobey sie sich nicht alles das Verdienst macht, was nur daraus kann gemacht werden, daß sie ihn aufgiebt. Sie wird so gar auf eine gezwungene Weise ihre natürliche Neigung zur Verschwendung oder wenigstens zur Beförderung derselben mehr erhöhen, bloß damit ihre Aufopferung derselben ihr desto größre Ehre bey dem Könige mache, den sie mit einem Kunstgriffe, der, wie es scheint, noch immer einen guten Erfolg hat, ob er gleich so abgenutzt und verbraucht ist, durch den Schein leitet, daß sie von ihm geleitet werde. Auf diese Art richtet sie sich mit einer Biegsamkeit, die ihr alle ihre Endzwecke gewinnt, nach allen seinen Launen und Gemüthsneigungen, wie die kriechenden Pflanzen, die, wenn sie aufklimmen, allen Biegungen des Baumes folgen, um den sie sich winden, und den sie berauben.

Daher kommt es, daß bisher noch keine Verminderung ihrer Gnade bey ihm erscheint. Er hat seit seinem kaum kund gewordenen Liebeshandel mit der jungen Murphy keinen andern weiter gehabt. Vielleicht mag er einige überhingehende Galanterien gehabt haben, oder Anstoßweise zu seinen Grisetten zurückgekehret seyn: allein, solches ist weder recht gewiß, noch auch von einiger Folge für sie.

Nachdem wir die Geschichte der Marquisinn von Pompadour bis auf den gegenwärtigen Augenblick geführet haben, und das Uebrige derselben nothwendig der künftigen Zeit und den nachkommenden Begebenheiten überlassen: so ist nur noch zum Vergnügen der Neugier des Lesers übrig, daß wir eine Beschreibung von ihrer Person geben. Hierzu wird es nicht für unfüglich geachtet werden, die Zeiten zu unterscheiden. Die eine, da sie in ihrer völligen Macht der Schönheit eine Eroberung an dem Könige vor ungefähr funfzehn Jahren machte; denn so lange hat sie regieret; die andre die gegenwärtige.

Sie mochte ungefähr drey und zwanzig Jahre alt seyn, als sie endlich dasjenige vollbrachte, wornach sie so lange gestrebt, und welches ihre Mutter und sie oftmals ganz öffentlich für ihr Ziel ausgegeben, nämlich des Königs Maitresse zu werden. Ihre Gesichtsfarbe war von Natur sehr schön; sie hatte Augen voller Feuer und Bedeutung, wovon das große Leben, welches sie ihrem Gesichte gaben, auf eine nicht unangenehme Art mit einem gewissen matten und zärtlichen Wesen gemischet war, welches sie von einer mehr zur Siechheit geneigten Lei-

bes-

besbeschaffenheit erhielt, wovon die blasse Farbe der Lippen ein andres Anzeichen war, und zwar ein solches, welches der Einbildungskraft eben keine günstige Vorstellungen geben konnte. Sie verschmähte auch, zur Erhöhung ihrer Farbe, oder vielmehr zur Ersetzung des Abganges derselben, nicht den Beystand eines leichten Anstrichs von künstlichem Roth, wiewohl nicht mehr, als gerade so viel, einen Verdacht zu erwecken. Ihre Gesichtszüge waren alle vollkommen zart, ihre Haare nußbraun, ihre Gestalt von mittler Größe und ihre Bildung untadelhaft. Nichts konnte in der That schöner in die Dünne der Mitte des Leibes spitzig zulaufen. Da sie dieses wußte und niemals einigen Kunstgriff verabsäumte, welcher einigen Vortheil, den sie hatte, verbessern konnte: so erfand sie zu einem Hauskleide einen Rock, der unter dem Namen Robe à la Pompadour Mode wurde, und fast nach Art einer türkischen Weste gemacht war, die um den Hals und um die Knöchel zugeknöpft wurde. Da solcher nach der Erhebung des Busens bequem eingerichtet war und rund um die Hüften dicht anschloß: so zeigte er die Gestalt mit mehr Anmuth und Wirkung, weil es bey dem ersten Anblicke schien, daß man solche vielmehr zu verhehlen meynte.

Es fand sich eine große Munterkeit und Lebhaftigkeit in ihrer ganzen Person, und beseelte alle ihre Blicke und Geberden vielleicht in einem gar zu grossen Grade, weil es etwas beytragen konnte, daß sie wegen eines kühnen voreiligen Wesens und wegen einer Art sich darzustellen merkwürdig war, die stets eben so ließ, als wenn sie frech sagte: „Hier bin ich.„

Ueberhaupt wurde durchgängig zugestanden, daß sie eine von den schönsten und angenehmsten Frauenspersonen damals in Paris war.

Gegenwärtig, (eintausend siebenhundert acht und funfzig) da sie ungefähr acht und dreyßig Jahre alt seyn mag, läßt es sich schwerlich sagen, wie ihr Gesicht unter einer Zoll dicken Lage von Roth und Weiß seyn mag. Es ist zu vermuthen, daß sie ihre Ursachen hat, die Mode der Frauenzimmer an dem Französischen Hofe mit zu machen, welche eine schlechte oder eine gute Gesichtsfarbe auf gleiche Art verhehlen; denn sie bedienen sich fast alle derselben. Dieses bringt eine solche lächerliche Gleichheit unter ihnen hervor, daß kaum ein Gesicht von dem andern zu unterscheiden ist, so wie in einer Heerde Schaafe. Zu gleicher Zeit sticht das Roth so glänzend hervor, daß sie für so viele Figurentänzerinnen könnten genommen werden, die sich masquiret haben, einen Tanz von Furien zu halten. Kurz, es würde sich einer einbilden, daß sie nicht bloß zufrieden wären, für sich keusch zu seyn, sondern auch suchten, die Ursache zur Keuschheit bey andern zu werden, weil man sonst gar keinen Grund von dem Unsinne angeben kann, den sie haben, sich auf eine so grobe und unnatürliche Art zu bekleistern, welche alle Wirkung ihrer Gesichtszüge und alle andre Begierde bey den Mannspersonen zernichtet, als daß man ihnen nichts möchte zu sagen haben.

Da also der Pompadour Gesicht hierdurch nicht mehr in Betrachtung kömmt: so bleibt nur noch anzumerken, daß außer der Veränderung, welche, wie man sich leicht einbilden kann, die Jahre an

ihrer

ihrer Person mögen gemacht haben, ihre Unordnung sie zu einer so erschrecklichen Magerkeit gebracht hat, daß billig aller körperliche Appetit zu ihr aufhören sollte, weil er bey dem wenigen Wesen, das er an ihr finden würde, verhungern müßte, indem sie fast eben so vom Fleische abgefallen, eben so unfühlbar, eben so wenig zu umarmen ist, als einer von den unterirrdischen Schatten, welche an den Ufern des Styx der Fähre zuwinken. Man verbinde mit dieser Vorstellung von einem gemalten Grabbildnisse, eine andre, die nicht unfüglich dadurch abgebildet wird, nämlich die Vermummung ihres ganzen Herzens mit List: so hat man ziemlich richtig den Gegenstand des Mitleidens und der Verachtung, die Abbildung der gegenwärtigen Pompadour an Leib und Seele, mit unter allem sie umgebenden Glanze der Hoheit, des Vermögens und der Gnade eines Königes, vor sich.

ENDE.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Falques, Marianne Agnès, 1720- / Falques, Marianne Agnès, / Pompadour, Jeanne Antoinette Poisson

Die Geschichte der Marquisinn von Pompadour Aus dem Englischen

London [i.e. Leipzig] 1759

P.o.germ. 1997 a#Beibd.1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10128655-7
VD18 15325121